This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

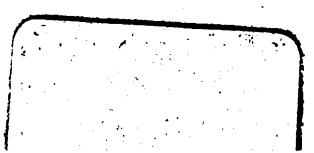
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Boerne
NFG

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

VII.

Kritiken.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Siebenter Theil.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1829.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
819150
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1919 L

Druck der Campeschen Officin in Nürnberg.

Inhalt.

Seite

La Morale appliquée à la Politique. Par Jouy 1
Ariſtokratismus 11
De la peine de mort en matière politique. Par Guizot 19
Cooper's Romane 23
Nouvelles lettres Provinciales 31
Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg u. ſ. w. von Stille. 52
Zeitgenoſſen 57
Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf 65
Die gute Sache, von Steffens 69
Lettres sur la Suisse. Par Raoul-Rochette 79
Les Cabinets et les peuples. Par Bignon 90
Les Loisirs d'un Banni, par Arnault 93
De l'Education, par Madame Campan 96
Der Mord Auguſt's von Kotzebue. Von Fouqué 80
Humoral-Pathologie 104
Gelaſius, von Maltitz 113
Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt geſchrieben 127
Irländiſche Erzählungen 131
a. Résumé de l'histoire d'Espagne, par Rabbé. b. Résumé de l'histoire d'Espagne, par Simonot 135
Fortgeſetzte Reiſe nach Hammelburg 147
Histoire de la Révolution Helvetique, de 1797 à 1803; par Raoul-Rochette 149

Seite

Etwas aus den Papieren des deutschen Michels 158
Islaor, oder der christliche Barde. Von Salvandy 160
L'exalté. Par Picard 163
Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. Von Pouqueville 169
Der ewige Jude 176
Les Pyrénées et le midi de la France. Par Thiers 243
L'art de faire des dettes 246
Ueber Etwas das der Heilkunst Noth thut. Von Windischmann 248
Lettres sur la toilette des Dames. Par Mad. Voïart 260
Die Serapions-Brüder. Von Hoffmann 271
Résumé de l'histoire de France, par Bodin 282
Voyages des frères Bacheville 286
Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft, von Stiebel 289
Histoire de la Révolution Française, par Thiers 293
Les dîners du Baron d'Holbach. Par Mad. de Genlis 302

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par C. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Miniſter, geheime Legations-Räthe, Geſandtſchafts-Secretäre, diplomatiſche Perſonen überhaupt, welche Alle, wie bekannt, große Menſchenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande, und lobten immer noch dieſes Buch, auch nachdem ſie ſchon den ganzen Titel geleſen hätten; ſo ſehr gefiele ihnen das Geſicht des Verfaſſers, welches aus dem beigefügten Kupferſtiche zu erſehen iſt! Dieſe feinen feſtgeſchloſſenen Lippen, welche die Zunge ſo klug bewachen; dieſe ſpitzbübiſche Naſe, welche durch zwanzig Thüren, die heutige Laune des gnädigſten Herrn wittert; die ſchelmiſchen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterſchaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir verſtehen uns; dieſe heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geſchrieben ſteht;

dieſe zierlich gekrauſten Haare; dieſe Halsbinde, deren Schleife, in weniger, als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Geſicht, könnte, ohne Lavater zu beſchämen, einem Hofmarſchalle angehören, der als Kunſtkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar von der Moral verſtändig urtheilt, ſie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinſel, ſelbſt ausübt. Wenn aber jene Herren ſich verlocken ließen, das Buch wirklich zu leſen, wie wären ſie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigſten Ohrfeigen in ſeidnen Handſchuhen aus, und iſt ſo grob, als ein Mann von Welt in franzöſiſcher Sprache nur ſeyn kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfaſſers kennt, l'Eremite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariſer Sitten beſchrieb, und faſt zu ſanft über die Schwächen der Menſchen hinſtreichelte, iſt man angenehm verwundert, daß dieſer Mann ſo warm werden konnte, und, nicht wie ein chineſiſches Feuerwerk, ſondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, ſeinen Gegenſtand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben ſieht, beſtehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünſten und ſo lange ſie dauern, ſcheinen Sonne und Mond

mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandtheile, und so umgeben, werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, giebt es kein besseres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Absicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes, und ließ die Moral durch alle Regierungskammern streichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geschrieben, und als König manchmal nach seinen Vorschriften gehandelt, sagte Voltaire: er spucke in die Schüssel um Andern die Eßlust zu vertreiben. Schöner und malerischer kann diese Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber noch anders. Die Großen machen es, wie jener Bachusverehrer mit seinem besten Weine: er schrieb Gift auf die Flaschen, um die Lüsternen abzuschrecken, er selbst aber trank und lachte. Die Schwerkraft der sittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, sondern auch der Sterne am Thronhimmel, soll noch ein anderer Newton geltend machen. Es ist höchst wundersam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben so addirt, subtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große, wie für kleine Flächen; als

dieſe zierlich gekrauſten Haare; dieſe Halsbinde, deren Schleife, in weniger, als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Geſicht, könnte, ohne Lavater zu beſchämen, einem Hofmarſchalle angehören, der als Kunſtkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar von der Moral verſtändig urtheilt, ſie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinſel, ſelbſt ausübt. Wenn aber jene Herren ſich verlocken ließen, das Buch wirklich zu leſen, wie wären ſie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigſten Ohrfeigen in ſeidnen Handſchuhen aus, und iſt ſo grob, als ein Mann von Welt in franzöſiſcher Sprache nur ſeyn kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfaſſers kennt, l'Eremite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariſer Sitten beſchrieb, und faſt zu ſanft über die Schwächen der Menſchen hinſtreichelte, iſt man angenehm verwundert, daß dieſer Mann ſo warm werden konnte, und, nicht wie ein chineſiſches Feuerwerk, ſondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, ſeinen Gegenſtand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben ſieht, beſtehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünſten und ſo lange ſie dauern, ſcheinen Sonne und Mond

mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandtheile, und so umgeben, werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, giebt es kein besseres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Absicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes, und ließ die Moral durch alle Regierungskammern streichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geschrieben, und als König manchmal nach seinen Vorschriften gehandelt, sagte Voltaire: er spucke in die Schüssel um Andern die Eßlust zu vertreiben. Schöner und malerischer kann diese Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber noch anders. Die Großen machen es, wie jener Bachusverehrer mit seinem besten Weine: er schrieb Gift auf die Flaschen, um die Lüsternen abzuschrecken, er selbst aber trank und lachte. Die Schwerkraft der sittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, sondern auch der Sterne am Thronhimmel, soll noch ein anderer Newton geltend machen. Es ist höchst wundersam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben so addirt, subtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große, wie für kleine Flächen; als

daß er niemals in der Folge, der Ausführung der großen Pläne unſers Ehrgeizes, irgend ein Hinderniß in den Weg ſtellen könne..... Aber unterdeſſen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überſchwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbſt Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Chriſten des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr ſie retten könntet!.:. Sachte, ſachte, hätten andere Diplomaten geſagt, es muß erſt ausgemacht ſeyn, welch ein Maaß wir von der Aſche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themſe geſagt. Dieſe Griechen haben einigen Handel getrieben: laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verſchwinde, denn im Aegeiſchen, wie im Joniſchen Meere, ſollen nur brittiſche Segel wehen..... Die Griechen ſind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mahomet gegen Chriſtus kämpfen, iſt baarer Gewinn.« — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm ſeine Schwärmereien hingehen laſſen. Er hat nie einen diplomatiſchen Poſten bekleidet, und kann daher keine Vorſtellung davon haben, wie verwickelt die

griechiſche Sache iſt, und mit wie vieler Delikateſſe ſie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Verſprechungen und Schwüren iſt folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu leſen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es ſich ſonſt beziehen könnte. «So bald in einem Lande die Freiheit gegründet iſt, ſind deren wohlthätige Folgen ſo groß, daß ſie unter den Völkern welche ſie genießen, die leidenſchaftlichſten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen ſie mit aller Macht ihrer geheimen Wünſche herbei, und begrüßen ſie mit Jauchzen. Die Fürſten ſelbſt ehren und fürchten ſie. Wenn die Hand der erzürnten Götter ſchwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von auſſen durch einen fremden Eroberer, von innen, durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen ſie das Volk zu Hülfe. Da ſie Alles von ihm empfangen, haben ſie ihm nichts zu geben, was ihm nicht ſchon gehörte; aber von ſo vielen Rechten und Gütern die ihm geraubt wurden, iſt die Freiheit das einzige, welches es bedauert; auch iſt es immer die Freiheit, welche die Fürſten dem Volke zurückzugeben verſprechen, ſo bald ſie in der Gefahr um ſeinen Beiſtand flehen. Aber iſt die Gefahr vorüber, dann richten die Miniſter der Könige Verordnungen und Proſcriptionstafeln

gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung so heiliger und so neuer Versprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinaus zu schieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines so großen Unternehmens, daß seine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntnissen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorsichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um sich in der Wahl solcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen scheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald sind es die Staatsbedürfnisse, bald eingetretene Verhinderungen, und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geschäften nöthigen. Unterdessen vergehen Monate, vergehen Jahre, und statt der so feierlich versprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Despotismus, zu der Kette, welche die Völker fesselt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Versprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen suchte, werden endlich ohne Scheu und Schaam zurückgenommen. Diejenigen, welche in den ersten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, sahen sich anfänglich sanft abgewiesen;

dann ſagten ihnen ſtille Winke, daß ein neuer Verſuch läſtig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beſchworene Wort in Anſpruch zu nehmen, ward eine That der Empörung. Die unumſchränkte Gewalt ging unterdeſſen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von neuem zwiſchen Sklaverei und Aufruhr geſezt, müſſen entweder die alten Ketten der Dienſtbarkeit noch einige Jahrhundert länger ſchleppen, oder ſie ſelbſt zerbrechend, ſich unverdient, Aufrührer ſchelten laſſen.»

Auf einen der Fußwege der jetzigen franzöſiſchen Regierung, wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. «Wir ſahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anſtalten entſtehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer ſollte es glauben? Faſt alle jene Induſtrie-Schulen, faſt alle jene Beſſerungshäuſer, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, ſind geſchloſſen worden, oder haben ihre Beſtimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergeſtellt werden müſſen, um das Werk der gothiſchen Wiedergeburt, an welchem man ſeit einigen Jahren ſo eif-

rig arbeitet, zu vollenden? Die in den Besserungshäusern aufgenommenen Bettler, waren die Armen des Staats, und unsere barmherzigen Damen, wollen ihre eigenen haben. Das ist eine der Koketterien unserer heutigen Frömmlinge, und ihrer Missionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philosophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche bedürftig zu seyn, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Ansprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolge zu betteln muß man erst beweisen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren sind die gutdenkenden Armen, an ihren schriftlichen Zeugnissen unpatriotischer Gesinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen sie, der Forderung gewisser Frömmlinge gemäß, versehen sein müssen. Trug und Lug sind die Rechts-Erfordernisse der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigsten, aber nicht der schlechtesten Art, tragen die privilegirten Bettler, Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die sie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüsten sich in der Livree des Elends, und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit die sie besoldet, einen Tauschhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten, und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen.»

II.

Aristokratismus.

(Artikel im Conversations-Lexikon.)

Wir Deutsche (ich rede nur von uns Plebejern) sind keine Staatsmänner vom Leder, sondern von der Feder. Aber das ist auch etwas: Die Gänse des neunzehnten Jahrhunderts, werden im zwanzigsten höher gepriesen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man singen — haben das Capitol vertheidigt, diese aber es erobert. Darum sollten die politischen Schriftsteller stets darauf bedacht seyn, sich ihrer hohen epischen Bestimmung würdig zu zeigen, sie sollten gute Waffen, und diese gut führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hector, aber Troja hat Mauern, und kann eines Hectors entbehren, und unser Lager ist offen; Paris liebkost die schöne Helena, und hat keine Langeweile, wir aber sitzen am Ufer der stürmischen See und frieren, und unsere Penelope wird alt darüber.

Auf dieſe kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken, hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbefliſſener, und ſeit Jahren gewohnt iſt, jeden Tag, wenn er ſeine Poſt gemacht hat, das Converſations-Lexicon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Menſch, in alphabetiſcher Ordnung zu leſen. Vor zwei Monaten hatte er die erſte Lieferung des neuen Converſations-Lexicons angefangen, und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra, über das darin befindliche Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche, ärgerlich den Kopf geſchüttelt — als Inhaber zweier Rothſchilder-Looſe, ſich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette ſich gewundert, daß deſſen Verfaſſer Bedenken getragen, deren Fortdauer zu geſtehen, da doch jeder, der nicht taub ſey, ſie alltäglich könne raſſeln hören — endlich zum Artikel Ariſtokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weiſe nicht verſtanden. Er bat mich daher, als ſeinen gelehrten Freund, ihm denſelben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen, und hatte ſchon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leſer, ſtehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verſtand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verſtand

ihn wieder nicht. Da ſezte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verſtand ich ihn; hatte aber ſtarke Kopfſchmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfaſſer des genannten Artikels wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es iſt immer die Schuld eines Buches, wenn deſſen Leſer Kopfſchmerzen bekommen. Man kann nicht ſagen, dieſes läge an dem Unverſtande des Leſers, denn wer keinen Kopf hat, dem kann er nicht ſchmerzen. Aus Furcht mißverſtanden zu werden, ſind die deutſchen politiſchen Schriftſteller oft unverſtändlich; nicht an Geiſt fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, ſie rappieren blos, und die Spitze ihres Eiſens iſt aufs vorſichtigſte mit einem ledernen Wulſt umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da iſt kein Licht. In der bürgerlichen Welt ſtreitet man ſich jezt Tag und Nacht um die Herrſchaft, und da kommen friedliebende Vermittler und ſagen: vergleicht euch, und laßt Dämmerung ſeyn! Der Verfaſſer erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht ſich unparteiiſch zu urtheilen, aber das iſt die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den ſtreitigen Gegenſtand wollte durchſpalten laſſen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Ariſtokratie, keine Ariſtokratie — dieſe Streitſache läßt ſich auch

theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfaſſer erklärt ſich mit Beſtimmtheit gegen die Adels-Ariſtokratie, vertheidigt mit Wärme die Geiſtes-Ariſtokratie, und mit Hitze die Beamten-Ariſtokratie. Dreifach iſt ſeine Schuld. Die Geburts-Ariſtokraten ſind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfaſſungen, welche jezt die Völker fordern, im Gegentheile, ſie befördern dieſelben. Denn in ihrer großen Noth begehen ſie täglich den Fehler, ſich mit Geiſtes-Ariſtokraten aus dem Bürgerſtande zu verbinden. Dieſe aber wohl einſehend, daß man ſie, wenn die Gefahr vorüber iſt, wieder zum Teufel jagen wird, ſuchen dieſe Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die ſich bei ihrer oberſten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meiſten Fehler begehen, und daß alle ihre Maaßregeln, ſtatt die Unruhe ihres Volkes zu beſchwichtigen, ſie nur noch wilder machen. Eine Herrſchaft der Geiſtes-Ariſtokratie, welcher der Verfaſſer das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichſte von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur Verſtand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tauſend Menſchen unangenehm, aber Millionen ſehr willkommen iſt. Doch die Geiſtes-Ariſtokraten, wenn ſie zur Herrſchaft kämen, würden uns zwingen

klug zu ſeyn, und auf ihre Art klug zu ſeyn — wäre das zum aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philoſophen auf dem Throne! Die Menſchheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Miſchung von Dummheit, wie die Luft eines Beiſatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menſchheit iſt um der Menſchen willen da. Den Individualitäten die möglichſt größte Freiheit der Entwicklung zu verſchaffen, ohne daß ſie ſich wechſelſeitig hindern — das iſt die Beſtimmung der bürgerlichen Geſellſchaft. Ich bin die Welt, kann jeder Menſch, und mit größerem Rechte ſagen als Ludwig XIV. ſein l'Etat c'est moi geſagt. Durch alle Staaten geht jezt nur eine einzige Landſtraße, man muß Feldwege öffnen. Beſtaubt, geſtoßen, gequetſcht, ſteigen wir arme Fußgänger alle ins Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlaſſen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier iſt das Uebel. Der Verfaſſer des Artikels Ariſtokratismus, ſah dieſes ſo wenig ein, daß er die Krankheit, woran jezt die bürgerliche Geſellſchaft leidet, aus einer Aſthenie der Regierungen erklärte, da ſie doch offenbar in einer Hyperſthenie derſelben ihren Grund

hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterschied; Monarchien, Aristokratien, und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfasser sagt: «Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über dem Materiellen verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch seyn.» Erstens hat die Menschheit keine andere Bestimmung, als sich ihres Daseyns zu erfreuen. Zweitens soll das Geistige nicht herrschen über das Materielle, sondern sich mit ihm verschwistern. Was heißt Geist, was Materie? Das sind lauter fixe Ideen. Drittens, die Bestimmung der Menschheit sey, welche sie wolle, es ist nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen. Die Regierung ist nur etwas negatives, sie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, sondern dasselbe nur vom falschen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung ist also ihrem Wesen nach demokratisch. Ferner heißt es: «Es ist einer der größten und gefährlichsten Irrthümer unserer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sey, und den Gesammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse, wie selbst Zachariä be-

hauptet.» Zachariä hat Recht, und der Verfaſſer hat Unrecht. Der Geſammtwille des Volkes iſt der Fürſt von Rechtswegen, jede andere Regierung iſt nur eine factiſche. Und wenn Sokraten und Platonen den Scepter führten, ſie hätten kein Recht zu fordern, daß alle Bürger ſo denken und handeln ſollen, wie ſie, denn verſchieden ſind die angebornen Neigungen und Gaben der Menſchen, und dieſe Verſchiedenheiten aufheben wollen, das iſt die Tyrannei, der ſich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV., ſchuldig gemacht. Leben und leben laſſen — in dieſem Grundſatze, können Moral, Politik und Egoismus, ſehr friedlich nebeneinander beſtehen. Uebrigens ſoll man nicht von Irrthümern der Zeit ſprechen; die Zeit irrt nie, und ſie weiß immer am beſten was ihr gut iſt. Nur muß man gehörig erforſchen, ob es auch wirklich die Zeit iſt, welche wünſcht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menſchen in einem Staate. Das iſt der lächerliche Eigendünkel der Geiſtesariſtokraten, daß ſie glauben, das Volk ſey dumm, und müſſe wie Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verſtand, nur beſteht ſein Geiſtes-Reichthum, nicht wie der unſere in geprägter Münze, ſondern im Grundbeſitze, der jenem vorzuziehen iſt, denn er iſt dauerhafter und

in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden vom Minister bis zum Pedell herab, ist, daß das Regieren ein großes Geheimniß sey, welches dem Volke zu seinem Besten verschwiegen werden müsse. Thorheit! die Lehre des alleinigen Gottes ist jezt durch alle Klassen verbreitet, und die bürgerliche Gesellschaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtausende lang haben ägyptische, indische, griechische und römische Priester gemeint, die Ruhe und das Glück der Menschheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu lassen. Die Herrschsucht verkleidet sich in tausend Gestalten, es sind aber immer die nämlichen Augen, die durch verschiedene Masken sehen. Es ist hohe Zeit, daß die Fastnacht endige, und daß wir zur Besinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot. Paris 1822.

Mord-Politik — hatte ich große Luſt zu überſchreiben, aber ein ſolcher Ausdruck darf erſt nach ſeiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verſchwor ſich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechtswegen zwölf Kugeln durch Kopf und Bruſt. Auf dem Wege zum Richtplatze, ſagte er zum Volke, welches: es lebe der Kaiſer ſchrie; «ja, laßt nur euren Kaiſer leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder ſetzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte.» Nach weniger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre gewartet mit ſeiner Verſchwörung? In Spanien wurden Porlier, Lascy, und wie die andern alle hießen, auch von Rechtswegen erſchoſſen. Ihr

Tod war nicht des Schusses Pulver werth. Zwölf Monate später wurden ihre Gebeine ausgegraben, und unter Jubelgesängen herumgetragen; — Moutarde après diner! Die Verschwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, sie sitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeschnürt von Rechtswegen. Deren guten Freunde haben sich die Rache vorausgenommen, und die Offiziere der Königlichen Leibwache, die sich am 7. Juni gegen die Cortes verschworen, von Rechtswegen erschießen lassen. Jezt sammeln gute Royalisten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue.... Vielleicht findet man, daß ich zu scherzhaft von solchen fürchterlichen Dingen spreche: aber unsere jetzige Welt ist zu erhaben, um nicht lächerlich zu seyn. Und dann fordere ich Jeden, sogar jeden Deutschen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphysik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich schreibe in Paris) in den ersten drei Tagen pragmatisch, ja sogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorsichtig ist... Seit dreißig Jahren mußten so viele Tausend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernsthaften Grimassen, mit denen man dabei zu Werke geht. Ist der Raubmord

ein Verbrechen? Fragt zwiſchen Nova-Zembla und Liſſabon, von Hütte zu Hütte, von Pallaſt zu Pallaſt; jeder Bettler, jeder Fürſt wird euch ſagen: ja der Raubmord iſt ein Verbrechen. Fragt ihr aber ob das ein Verbrechen ſey, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — ſo werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menſchen, verſchiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen ſey, was vollendet, mit einer Lorbeerkrone, verſucht, mit einer Dornenkrone, vergolten wird. Aber das iſt außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachſen iſt. Geſtern haben ſie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verſchwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird ſie rächen; denn was dieſſeits der Pyrenäen Laſter, wird jenſeits Tugend genannt. Hier wie dort, rufen die ſchnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die elenden Heuchler leſen den Schlachtopfern ihrer Selbſtſucht oder ihrer Dummheit, das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit seufzen die spanischen Constitutionellen, und nach wenigen Wochen kann sich zeigen, daß die Nothwendigkeit so nothwendig nicht gewesen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die französischen Royalisten. Diese leztern haben gewiß Recht. Diese bescheidenen Menschen verlangen kein Morgen-, sie wollen nur die Ueberreste des Mittagsessens am Abende verzehren, und dann sich schlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menschheit nur noch Einer übrig bleibt: dann habt ihr beide euern Willen: die absoluteste Monarchie und die reinste Republik — einen König ohne Gesetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenstand gründlich besprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jezt darf ich das Wort wohl gebrauchen?

IV.

Cooper's Romane.

Es ſind jezt dreißig Jahre, daß der Kaufmannsſohn Wilhelm Meiſter, mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an ſein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals ſo hoffnungsfroh, die Deutſchen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was ſind unſere Hoffnungen, was iſt aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meiſter aus den Lilienhänden der ſchönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geſchrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume, und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerſtäuben. Wenn Göthe's Grundſatz wahr iſt: der Held eines Romanes müſſe ſich ſehr leidend verhalten, müſſe ſich alles gefallen laſſen und dürfe nicht mucken — warum haben wir denn keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanenhelden ſind? Wir haben

keine, weil der Grundſatz wahr iſt. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müſſen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregiſtrirten Menſchen aber, wir Hochgebornen, Hochwohlgebornen, Wohlgebornen, Edelgebornen, und Dienſtgebornen Menſchen, welchen das Herz klopft, ſo oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unſerem Gefach-Leben, verlaſſen nie den Stand und die Zunft in welchen die Wiege unſerer Eltern geſtanden, und Stände und Zünfte ſind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und ſie ſind unkünſtleriſchen Stoffes. Weil wir unſeren Lebenskreis nicht überſchreiten, erfahren wir auch nicht, was ſich innerhalb des Kreiſes begiebt; denn man muß andere kennen lernen ſich ſelbſt zu kennen. Die Eilwagen auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zuſammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber ſie ſind noch zu neu, dieſe Poſtmuſen ſind noch zu jung, und immer noch iſt zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben, früher gute Romane ſchreiben werden, als die ehrlichen Deutſchen. Wir haben keine Geſchichte, kein Klima, keine Volksgeſelligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Heerd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt,

und wir haben — keine Freiheit zu ſagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und ſey es noch ſo klein, bringen wir in die Weltgeſchichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiſer Auguſtus der Schelm, ſagte, als er einſt bei Tiſche zwiſchen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüſtigen Virgil geſeſſen: da ſitze ich zwiſchen Thränen und Seufzern. Ganz ſo kaiſerlich ſpeiſen wir auch, ſo oft wir Deutſche Romane leſen. Rothe Augen, kurzer Athem, und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatiſcher Seelen! Der Tod ſo weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menſchen. Ernſthaftigkeit ohne Ernſt, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Fauſt-Wehen, die Künſtler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anſtalten, welche Zurüſtungen, es herauszuſtellen, daß ein ſchlapper Wilhelm nicht bei Troſte geweſen! Und eine Männerwelt ſizt kindiſch auf niedriger Schulbank, und buchſtabirt jedes Wort ihres Meiſters plärrend nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutſcher

Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handſchriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzoſe oder Engländer. Wie ſollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geſchichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und iſt er es geworden, was hat er zu denken? Er iſt unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts iſt ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend iſt ein Verbrechen, und das Alter ein Verdienſt. Kein anderer Jubel als Dienſtjubel. Sind ſie recht alt, mager und zähe geworden, dann ſpickt man ſie mit Nadeln für das Nachteſſen der Würmer, und umflechtet ſie mit der Peterſilie deutſch-vaterländiſchen Ruhms. Adlige Dichter ſind herablaſſend, und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeiſter; die Glocken läuten, die Thürmer blaſen, die Gaſſenbuben jubeln, im Deckelglaſe grinzt ſauerer Wein, die Aemter ſind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Bruſt, weint Freudenthränen, und ſtirbt am Wonne-Schlag. Pfuy! lieber eine alte Maus ſeyn, als ſolch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt ſo wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million herbeiſchaffe. Doch was liegt

daran? Es giebt nichts lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es iſt nichts kindiſcher als Vaterlandsliebe. Die ganze Menſchheit iſt ein Volk, die ganze Erde iſt ein Land; Gaben, Mühen und Genüſſe ſind vertheilt — die Engländer ſchreiben Romane, und wir leſen ſie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger ſeyn als die, und immer noch viel. Daß aber ſelbſt die Amerikaner es uns zuvorgethan, ſo ein junges Volk, das kaum die ſchwäbiſche Reife erlangt, das beſchämt, das entmuthigt. Waſhington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künſtler, wie Walter Scott es iſt, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er ſpringt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunſt des Himmels noch der Menſchen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten, auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber iſt Cooper nicht. Manche Deutſche kommen ihm gleich an Kunſtfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner iſt — verſteht Ihr? daß er ein Amerikaner iſt. Das haben auch die deuſchen Ueberſetzer ſeiner Romane gefühlt, und ſie haben darum auf dem

Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgeſezt. Es iſt ein Titel wie ein Anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten ſie geſchrieben: «Seine Excellenz der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper» — man hätte es gern geleſen, und haßte man auch noch ſo ſehr die Titel. Ein Freiherr iſt er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der erſtere ſteht ſo weit über dem Andern in ſittlicher Beziehung, als er in künſtleriſcher unter ihm ſteht. Scott iſt ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künſtler, lieben das Gewordne, das Seyende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meiſel ſtill hält; ſie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Beſtehenden. Darum haſſen ſie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerſtrebende, denn ſie haſſen den Kampf; darum haſſen ſie die Freiheit. Man ſage nicht, Walter Scott wäre unparteiiſch. Er iſt es freilich, ſo bald er einmal den Gegenſtand der Darſtellung gewählt; ihm liebe Verhältniſſe und Menſchen verſchönt er nicht ungebührlich, ihm widrige, verhäßlicht er nicht. Aber er iſt parteiiſch in der Wahl der Gegenſtände, und wo er der Freiheit huldigt, da

verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit. Cooper aber — iſt ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln friſche, jungfräuliche Menſchen, friſch und jungfräulich, wie ihre Natur es iſt. Sie haben ihre Schwächen und Laſter, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden, ſind kenntlichen Ausdrucks, und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren, durch einfließende Nervenſchwäche, und Romantik. Ihre Lebensverhältniſſe ſind klar und heiter, nicht als athmeten ſie in Roſenſchimmer unvergänglicher Freuden; ſie kennen den Schmerz wie wir; aber Luſt und Trauer, Licht und Finſterniß ſind geſchieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu, wie in unſern Romanen. Darum werden dem Leſer geſunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morſchen Thränenfiſteln ſickern. Dort ſind die Bürger, ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten ſich froh bewußt; denn ihre Pflichten ſind auch ihre Rechte. Das Geſetz des Bürgers und des Staates iſt dort blank, ſtark geprägt und ſcharf geändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beſchmuzt von den Händen beſtochener Richter, nicht vergriffen und beſchnitten von den tauſend Fingern der

hundert Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verständige Leser schon alles von selbst herausfinden, und ist er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris 1825.

Stellte man einen Unkundigen, unbelehrt, auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkriegs beobachte, und davon Rechenschaft gebe, und man fragte ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes sey? — würde er berichten, was ihm seine Augen erzählt. Er würde sagen, die feindlichen Heere suchten sich wechselseitig aufzureiben, oder sich einzuschließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck sey, jenen Hügel zu erstürmen, dieses Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu besetzen, diese Festung zur Uebergabe zu nöthigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er gesehen, hätte nichts falsch gesehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret; denn er

hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechselt. In einer ähnlichen, doch in einer weit schlimmern Lage, befindet sich derjenige, der die Meinungskämpfe unserer Zeit betrachtet. Hier vereinigt sich alles ihn zu täuschen und irre zu führen. Die Leidenschaftlichen in ihrer Hast, wissen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wissen nicht zu handeln. Die einen täuschen sich über das, was sie wollen, die andern sich über das was sie können. Die, welche die Macht besitzen, rechten, und die, welche das Recht besitzen, kämpfen; es ist als stritte jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für schwach gehalten, weil sie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil sie ihre Kraft verbrauchen, und man nicht wahrnimmt, daß sie das Kapital ihrer Kräfte verzehren, und mit ihrem Glanze ihre Armuth, mit ihrer Anstrengung ihre Schwäche steigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geschlagenen tönt wie Siegsgeschrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Besiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So ist alles verwirrt und verwirrend und erst der Friede wird uns belehren, über das was der Krieg gewollt.

Aus welchem Saamen der Familienzwiſt auch entſproſſen ſeyn mag, der die bürgerliche Geſellſchaft des europäiſchen Feſtlandes theilt: es ſey Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenſchaft — es muß eine höchſte Leidenſchaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen, und eine höchſte Vernunft, in der alle gute Geſinnungen ſich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft ſey, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es iſt eine Aufgabe die die Gegenwart der Zukunft giebt. Was für vernünftig zu halten, wird erſt unterſucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an ſein Recht, ſo lange er in friedlichem Genuſſe, wie keiner an ſeine Geſundheit, ſo lange ſie ungeſtört iſt. Der Spruch des Richters folgt dem Widerſpruche der Parteien, und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen ſagen: es werde geſtritten für oder gegen die Unbeſchränktheit der Herrſchaft. Aber wenn es dieſes wäre, müßte man Angriff wie Vertheidigung für gleich ungeſchickt erklären. Wenn es dieſes wäre, würde man nicht ſehen, daß Regierungen mit der Ariſtokratie und der Geiſtlichkeit, mit Körperſchaften gemeinſchaftliche Sache machen, die, jede für ſich, die Alleinherrſchaft an ſich zu ziehen, und wo ſie

dieſes nicht vermögen, ſie wenigſtens zu theilen ſuchen. Wenn es dieſes wäre, würde man nicht ſehen, daß die Feinde unbeſchränkter Regierungen gegen Ariſtokratie und Geiſtlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinſchaftlichen Feind, den Miniſterialismus ſchwächen zu helfen. Man hört die andern ſagen, es ſtreite ſich um die Form der Regierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrſchſucht noch der Freiheitsliebe Bürgſchaft. Frankreich unter ſeiner jetzigen monarchiſchen Verfaſſung, genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genoſſen, und die Regierenden in einigen ſchweizeriſchen Freiſtaaten haben größere Gewalt als ein König von England ſie hat. Kann nun die Herrſchaft in Freiſtaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, ſo kann es die Regierungsform nicht ſeyn, die der Gegenſtand des Kampfes iſt. Dann wird behauptet: Die Völker forderten Gleichheit und ſie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit beſtehen, und nur dieſe beglückt. Die Franzoſen genoſſen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der franzöſiſchen Revolution, das jezt noch forttönt: Die Herrſchaft der Menſchen ſolle aufhören, die Herrſchaft der Geſetze ſolle ſeyn. Aber wo gäbe

es einen Staat in Europa, wo nicht die Geſetze, wo die Menſchen herrſchten? Nicht einmal früher war eine ſolche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren geſetzlich, von dem eingeführt, von dem damals alle Geſetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer geſetzlich gehangen. Was gewinnen ſie dabei? Iſt es oft nicht wünſchenswerther der Willkür eines Tyrannen Preis gegeben zu ſeyn, der doch als Menſch zu erweichen iſt, als in die Gewalt unerbittlicher Geſetze zu fallen? Endlich iſt es die Volksſouveränität von der man ſagt, ſie ſey hier behauptet, dort beſtritten, der Gegenſtand des bürgerlichen Zwiſtes. Doch diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünſchenswerthe Gut erwarten ſie von dem Siege? Soll Herrſchaft ſeyn, iſt es beſſer ſie iſt in den Händen eines Einigen, als in den Händen Vieler, beſſer ſie iſt unwandelbar, als daß ſie wechsle. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht geſichert. Es kann das Volk ſein eigener Tyrann ſeyn, und es iſt es oft geweſen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben, kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenſchaften und alle gu-

ten Wünſche entſproſſen, die ſich ſeit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle ſeyn, woraus das Verderben, eine andere woraus das Heil entſpringt. Wir wollen dieſe aufſuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie iſt nicht zu entdecken, ſie iſt nur wieder zu finden; ſchon Montesquieu hat ſie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in ſeiner Zeit noch nicht wie in ſpäterer, zum breiten alles verheerenden Strome fortgewachſen, nicht von gleicher Bedeutung erſcheinen, als ſie uns erſcheint, und eine Wahrheit welche erſt durch die Reibungen unſerer Zeit durchſichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie ſchüchtern gedacht, ſo nur leiſe ausgeſprochen, in dem kurzen Satze: il ne faut pas trop régner. Aber dieſe ſechs Worte löſen alle Räthſel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hülfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeſchränkt oder beſchränkt ſeyn müſſe; ob ſie den Händen eines einzigen oder vieler anvertraut werden, ob ſie beharren oder wechſeln ſolle, nicht ob die Geſetzgebung von dem Fürſten, oder von dem Volke, oder von deſſen Stellvertretern ausgehe; nicht ob die freie Willkür der Herrſcher,

oder das Geſetz ſolle walten; nicht ob Gleichheit oder Vorrecht ſolle ſeyn; nicht ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu ſuchen — ſondern das iſt die Frage: iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Urſprüngliche, iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Bedingende anzuſehen? Iſt der Menſch frei geboren, und die bürgerliche Geſellſchaft nur eingeführt worden, daß ſie die Freiheit wahre und ſchütze, wie der Becher den Wein: oder iſt der Menſch zur Dienſtbarkeit geboren und darf ihm nur ſo viel Freiheit verſtattet werden, als er bedarf, ſeine Kräfte für den Dienſt der Geſellſchaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es iſt die Frage: iſt der Staat Zweck, oder der Menſch in ihm?

Als Ludwig XIV. ſagte: L'état c'est moi! war nicht ſein größter und gefährlichſter Wahn, daß er ſich für den Staat angeſehen — es war ſein größter und gefährlichſter, daß er den Staat für das Höchſte angeſehen. Aber dieſen Wahn theilte der König mit ſeinen Unterthanen, ſeine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, ſie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte, und die Meiſten unſerer Zeitgenoſſen theilen ihn noch. Der Staat iſt das Bett des Prokruſtes, worin man den Menſchen ausreckt, oder verſtüm-

melt, bis er hinein paßt. Der Staat, die Wiege der Menſchlichkeit, iſt ihr Sarg geworden. Der Staat iſt zugleich Gott und Prieſter, und für den Gott werden ſcheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Prieſter gelüſtet. Dieſer Aberglaube erbt ſich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die Spartaniſche Verfaſſung lieben. Doch würde den Beſſerwiſſenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgeprieſene Sparta geweſen, oder unter der vermaledeiten Herrſchaft des alten Venedigs — ſie bedächten ſich gar nicht. In Venedig war wenigſtens der halbe Menſch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja ſie wurde von der Regierung kupplerisch begünſtigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie ſie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinſchaftlichen Magen, wie ſie Herz und Geiſt gemeinſchaftlich beſaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat ſchlief, ſchnarchten alle Bürger. Und das preißt man? War Lykurg beſſer als Robespierre? Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen, Lykurg die Menſchlichkeit. Robespierre opferte ſie, er ſchlachtete ſie nicht. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber

und kindiſche Männer glauben: er war ein guter Bürger im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der Republicaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie einer. Der Jacobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun was Beſſieres gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde; beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebe, ſey es das Volk, ſey es der Fürſt.

Es braucht nicht unterſucht zu werden, was die Menſchen gewollt, als ſie in bürgerliche Geſellſchaften zuſammentraten: ſie haben es nicht gewollt, ſie haben es ohne Bedacht gethan, ſie waren dem Triebe ihrer Natur blind gefolgt. Auch in den Schöpfungen der ſittlichen Welt, gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterſcheiden: die Ueberzeugung folgt erſt auf die That. Es iſt zu unterſuchen, was die Natur gewollt, als ſie die Menſchen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung, oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Geſellſchaft ihren Theilnehmern, oder ſollten dieſe

jener dienen? Sollten die Glieder den Körper, oder ſollte der Körper die Glieder tragen? Man iſt hierin im Wahne, wie man ſich immer getäuſcht, indem man glaubte, die Natur ſorge nur für die Gattung, die Einzelweſen dem Triebe ihrer Selbſterhaltung überlaſſend. Die Sorge der Natur für die Gattung iſt nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung iſt die unendliche Reihe der endlichen Weſen; die Menſchheit iſt die Unſterblichkeit der ſterblichen Menſchen. Es iſt der Zweck der Natur, daß alle Kräfte die in jedem Menſchen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß ſie alle Blüthen und Früchte tragen, und daß der Erzeuger ſich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menſchen Thaten überdauern ſeine Thätigkeit; der Menſch ſtirbt, ehe alle ſeine Früchte gereift und ehe er alle ſeine Erzeugniſſe genoſſen. Daß die Hinterlaſſenſchaft nicht ungebraucht verderbe, erbt der Ueberlebende den Todten. Er ſpinnt den Faden fort der dem Geſtorbenen entfallen, und vollendet, was jener begonnen. Ein Wunſch ging als Saame in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat, und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieſes fortdauernde Stellvertreten, dieſe Erblichkeit aller menſchlichen Kräfte und Erzeugniſſe iſt es, was wir Menſchheit nennen.

Aber wie im Raume nur das Beſtehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr iſt, ſo bleibt der Menſch welcher iſt, alleiniger Zweck der Natur, und die Menſchheit, welche nur war oder wird, iſt ihr blos Mittel. Daß ferner alle Kräfte aller Menſchen zur Entwicklung kämen, daß keine Kraft durch verſchwenderiſchen Gebrauch ſich ſelbſt verzehre, keine die andere verſchlinge, daß kein Menſch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menſchen beſchränkt werden, durch Maaß, Zeit und Ort, und die Wechſelverhältniſſe der Menſchen unter ſich, mußten geordnet werden. Dieſes wurde erreicht durch bürgerliche Geſetze und dieſen geſetzlichen Zuſtand nennt man den Staat. Auf welche Weiſe der Staat jede einzelne menſchliche Natur beſchränkt, iſt bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrſchaft iſt man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweiſe, durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Geſetze ſind es alſo, welcher ſich der Genius der Menſchen bedient, ſeine Schützlinge zur höchſten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beſchränkt, daß ſich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menſchheit, je nach

Bedarf, verbreite. Aber nur ein ſolches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für ſeine einſtige Entbehrlichkeit Bürgſchaft leiſtet. Ein Mittel von unaufhörlichem Gebrauche würde für ſeine Unbrauchbarkeit, oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Geſetze müſſen fähig ſeyn ſich überflüſſig zu machen, oder ſie ſind es immer geweſen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weiſe können die Geſetze überflüſſig werden, da ja die Freiheit immer wird beſchränkt ſeyn müſſen? Dieſes wird dadurch möglich, daß die Geſetze den Bürger zur Geſetzlichkeit erziehen; daß ſie ihm ſchöpferiſch einbilden, was ſie ihm früher nur künſtlich angebildet; daß ſie ihn lehren ſeiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und ſeinen Willen zu beſchränken, wie er vorher nur ſeine That beſchränkt. Je näher die Bürger dieſem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Geſetze müſſen an Macht verlieren, was die Geſetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierungen ..... doch wir vernehmen Waffengetöſe! Wir ſind auf dem Schlachtfelde unſerer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geſchrei der Kämpfenden, gegen das ſtille Wort friedlicher Unterſuchung. Hier begegnet uns der Hochmuth mit ſeinem düſtern Blicke, der

Blödsinn mit seinen verbundenen Augen, die Herrschsucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müssen wir leisen Ganges gehen, müssen ausweichen, über Abgründe springen; müssen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäcke guter Gründe zurücklassen, damit wir nur so schnell als möglich, dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müssen wir nur froh seyn, wenn einige Verständige unsere Unverständlichkeit verstehen.

— — Die Völker könnten Doctoren seyn und sie sitzen noch immer in der Klasse der Quartaner. Doch ist es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundschaft, nachdem diese rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuschreiben. Die Völker dulden sie gerne, ja sie haben sie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menschen. Wir haben alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, stürzen in die Welt hinaus, und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und sichere Häuslichkeit. Aber sind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, ist die Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur einem mun-

det und die die Selbstsucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So sind die Völker auch! Nachdem sie die Bande strengen Gehorsams abgeworfen, nachdem sie das freie Leben versucht, nachdem sie in die Breite gewachsen, sind sie üppig, schlaff und faul geworden, und sind früher in die Haft zurückgekehrt, als sie sie einst verließen. Doch so soll es nicht seyn! Der Mensch soll lernen seine Kraft gebrauchen, er soll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Gesetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir schlafen, schlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr, als die Missethäter eingeschüchtert. Zum stehlen findet sich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute fast verlernt den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Lästerers zurückzuweisen, oder den Arm aufzuheben, um eine lüsterne Katze von ihrer Schüssel wegzujagen. Selbsthülfe ist verboten — sie klagen.

— Gleich thöricht und ungerecht ist der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch Freiheit gefordert?

Nur Freiheiten wurden verlangt und nur dieſe wurden bewilligt oder verſagt. Kein Volk in Europa iſt frei. Selbſt in der engliſchen Staatsverfaſſung wird nicht, wie es ſollte ſeyn, die Freiheit von der Herrſchaft, ſondern die Herrſchaft wird von der Freiheit beſchränkt; der Herrſchaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das britiſche Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber ſind die gültigſten Beweiſe für die Herrſchaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten ſprechen, und ſieht ſie das Wort Freiheit ängſtlich meiden. Sie ſpricht von freien Inſtitutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt, und doch iſt nur die Herrſchaft eine!

— Am traurigſten iſt, daß die Freunde des Neuen, die Gegenwart nur immer zur Beſchimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten, die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preiſen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten ſeyn, jede Zeit war gut, alles war gut zu ſeiner Zeit; kein Uebel war urſprünglich ein ſolches, es iſt nur immer eins geworden. Die verſchiedenen Neigungen wären leicht zu verſchmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anſpruch den das Mögliche macht und

auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Gesellschaften sind entstanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Gesellschaften sich bilden sehen. Sie haben das Alle mit einander gemein, daß sie sich kämpfend gebildet, daß sie alle bei ihrer Entstehung Hindernisse zu besiegen fanden, welche ihnen die Verhältnisse oder die Menschen entgegengestellt. Die Zünfte und Innungen haben sich im Widerstreite der Landbesitzer gebildet; der Adel, als ursprünglich der Besitzer des Geistes, der Tugend, des Reichthums, bildete sich, im Kampfe gegen den Unverstand, gegen niedrige Gesinnung und gegen die Unbegüterten. Die christliche Kirche, als Gemeinde, bildete sich im Kampfe gegen das Heidenthum, und die Regierung endlich, als die Beschützerin des Rechts, war im Widerstreite der Gewaltthätigkeit, der Habsucht und der andern Leidenschaften der Menschen entstanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geist, Tugend und Reichthum sind durch alle Stände verbreitet, und die Aristokratie dauert fort! Aber das Heidenthum ist besiegt, und die Geistlichkeit besteht noch immer als geschlossene Körperschaft! Aber die Menschen sind rechtlicher Gesinnung, sie sind zur Gesetzlichkeit

erzogen, und das ſtrenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die Europäiſchen Regierungen ſind in ihrem alten Kriegszuſtande geblieben und handeln, als belagerten ſie, oder als wären ſie belagert. Will man es ſich anſchaulich machen, wie die Staaten in Europa beſchaffen, ſo betrachte man die Städte die älter als hundert Jahre ſind. Die Häuſer ſind regellos unter einander geſtellt. Das eine Haus iſt ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine ſteht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen ſind krumm, winklig, ſo eng daß man ſich nicht ausweichen, oder ſo breit, daß man ſich nicht begegnen kann; ſie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter ſich; ſie ſind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinſtrömt, ſtehen in Winkeln, Märkte werden in ſchmalen Gaſſen gehalten und was verſteckt ſein ſollte ſteht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von auſſen, und ſchwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinſtern, faule Waſſergraben verpeſten ſie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverſtand, was ſonſt Häuſer und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und ſchönen Bauart wird jezt allgemein gefühlt; aber wie iſt den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuſer

und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug beſizt, die Hauseigenthümer zu entſchädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen iſt höchſtes Geſetz. In dieſer Beziehung iſt die Entſchädigung der Emigranten in Frankreich, wie ſie auch immer von den Liberalen beſtritten worden iſt, aus welchen unedlen Gründen auch ſie von den Ariſtokraten mag gefordert worden ſeyn — ſie iſt immer ein großer und herrlicher Fortſchritt, den die Menſchheit und die Staatskunſt gemacht. Kann aber die Verbeſſerung nicht auf einmal geſchehen, ſo führe man ſie nach und nach ein. Iſt ein Haus eingefallen, iſt es abgebrannt, oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, ſo befolge man bei dem Wiederaufbau die neue beſſere Ordnung. So werden endlich die Straßen, ſo werden endlich die Städte verſchönert. Doch wie, wenn Brandſtifter aus wahnſinniger Neuerungsſucht, oder Verbeſſerungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuſer angezündet — ſoll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man beſtrafe die Brandſtifter und thue

was sie gewollt. Thut man es aber nicht, weil sie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unschuldigen bestraft. Jede Regierung die keinen Schritt vorwärts thut, ist nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung die Rückschritte macht, ist immer ohne Nachsicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgesprochenen Grundsätze auf das Werk an, das unsere Betrachtungen hervorgerufen, so müssen wir das Urtheil fällen, daß dessen Verfasser weder den Ursprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht so weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzosen rechten. Als solcher steht er mitten im Gewühle der Schlacht, und hat sein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweisen. Er sagt: «La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore.» Das ist wahr und schrecklich, daß es wahr ist. Der Verfasser läßt ferner einen Liberalen sagen: «... tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre.» Das ist sehr naiv! Freilich, wäre es nur ein anderer Fehler, der den Li-

beralen die Macht zuführte. Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meisten Franzosen liberaler Gesinnung sind, würde es wohl etwas besser werden, wenn Männer dieses Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, gestört in ihrem Glauben. Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieser oder jener Hand sich befinde: die Macht selbst muß vermindert werden, in welcher Hand sie sich auch befinde. Aber noch kein Herrscher hat sich die Macht, die er besaß, und wenn er sie auch noch so edel gebrauchte, freiwillig schwächen lassen. Die Herrschaft kann nur beschränkt werden, wenn sie Herrnlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieser Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Gesicht nicht abwenden, weil sie so traurig ist. Wir müssen als Männer der Gefahr fest in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Messer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das ist unsere Meinung, so haben wir die Lehren der Geschichte verstanden. Möge jeder andere seine andere Meinung sagen. Doch

wir alle, ſo gut wir auch geſinnt, ſo klar auch unſer Blick ſeyn möge: wir müſſen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben, und müſſen uns die Empfänglichkeit für jede beſſere Belehrung bewahren, dieſe mag von Menſchen, oder von der Geſchichte kommen. Mit einer guten Geſinnung erhebt man ſich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuſchende Atmoſphäre die alles irdiſche Daſeyn umgiebt — auch mit der beſten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. s. w. von Sigismund Stille. Hamburg 1820. Bei Perthes und Besser.

Unsere Landsleute wandern jezt viel: ein Beweis mehr, daß sie die Lehrjahre überschritten haben. Und verschmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beste Recht abstreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutschen Gesellen gehen fröhlich ihren Weg, mit besserer Kundschaft als Barschaft versehen. Doch haben sie immer Ehre im Leibe: sie fechten nie, vielmehr werden sie angefochten von jeder kritischen Polizei, der sie ihre Wanderbücher vorlegen. «Eure Wanderbücher, sagt die kritische Ober-Vormünderin, enthalten eure Personal-Beschreibungen sehr genau, und sie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüsten sollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch

ſteht darin wo, und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegeſſen, getrunken, geſchlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiſet, iſt wenig zu leſen. Man vergleiche damit die Reiſen der Engländer und Franzoſen!» Die kritiſche Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn iſt, anderer Meinung zu ſeyn, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe ſie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, ſtatt gleich uns, ſich examiniren zu laſſen, ob ſie zu irgend einem Frohndienſte, auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg, ſpringen ſie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft ſchon vor dem dreißigſten Jahre Calcutta geſehen. Da lernen ſie nun wohl unterſcheiden, was die verſchiedenen Länder und Städte gemeinſchaftliches, und was ſie ausgezeichnetes haben. Ihre Reiſebeſchreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reiſen erſt, wenn wir unſer Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den erſten Jahren nach unſern beſten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unſerer Jugend nie weiter waren, als bis Eppſtein und Wilhelmsbad, ſind wir eine halbe Stunde

drüber hinaus schon sehr erstaunt, stehen vor jedem neu angestrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verplüfft still, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baschkiren mit Pfeil und Bogen, unsere Päße ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich ist doch Gottes Welt, wie mannichfaltig sind die Sitten und Gebräuche der Menschen, und bei uns zu Hause in den deutschen Bundesstaaten ist doch alles anders! Sind wir nach zehen Tagen heimgekehrt, und die reisetrunkene Gattin ist mit Kopfschmerzen aus ihrem Rausche erwacht, packt sie den Koffer aus, überzählt die zusammengekommenen Stücke schwarze Wäsche, und das daraus entspringende Waschgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthschaftsumme. Was bleibt uns dann übrig als unsere Reise zu beschreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beschreiben, als unsere Verwunderung, d. h. uns selbst?

Aber diese Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reise nicht. Das ist ein gutes Buch, um so besser da es klein, oder wahrer: um so kleiner, da es gut ist. Der Verfasser ist ein Schul-Rector, oder will dafür gehalten seyn — gleichviel: er ist ein gemüthlicher und verständiger Mann. Seine Gefühle sind schön, seine Ge-

danken kräftig, und ſeine Schreibart beides zugleich. Er reiſt, um ſich von ſeiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondriſten haben als Reiſebeſchreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glück, deſſen ſich andere Menſchen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergeneſung. Da nun ihre Reiſen ſtets mit einer ſolchen glücklichen Zeit zuſammen fallen (denn ſie führen ſie herbei), ſo ſind ſie, wie alle Wiedergeneſenen offenen Geiſtes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und ſie trinken was ihnen Natur, Kunſt und Menſch darbieten mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille ſcheint ein Fünfziger zu ſeyn, und hätte ſich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn ſo lange Jahre an ſeinem Schreibtiſche umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte ſich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante ſo aufmerkſam zu ſterben, und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will ſich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreiſt er das Legat. Es iſt doch gar zu kläglich! In Deutſchland giebt es wenigſtens zehntauſend hypochondriſche Beamten und Gelehrte, die krank geworden ſind, weil ſie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen

giebt es wenigſtens eben ſo viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn dieſe Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, ſo gäbe das zwanzigtauſend glückliche Menſchen. Aber es geſchieht nicht, die Welt iſt gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenossen. Heft X. Leipzig bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, sie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieser Schrift von deren Herausgeber selbst vorgeschrieben ist, nicht selten vermißt wird — wären dieses Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menschen spricht

ſich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geiſtiges ſpiegelt ſich allein in der Geſinnung ab, welche ſie, von ſich und ihren Thaten, den Zeitgenoſſen oder Nachkommen eingeflöſt hatten. Jede Lebensbeſchreibung iſt ein doppeltes Gemälde: das des Malers und das des Bildes. Bei Zeitgenoſſen zumal, deren Geſchichte in das Daſeyn der Mitlebenden eingreift, iſt ein reines Auffaſſen ihrer Natur, das von dem Einfluſſe der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, faſt unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieſer Schrift bekannt ſind, werden es einſehen, denn ſie müſſen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeſchreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenoſſen, bald durch kühle berechnete Kunſt, bald mit unbewußter leidenſchaftlicher Wärme, der Anſicht des Leſers eine beſtimmte Richtung hat gegeben werden ſollen. Dieſes wird beſonders ſichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geſchah, das Leben *eines* Zeitgenoſſen, von verſchiedenen Erzählern wiederholt dargeſtellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebniſſen der Anſichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menſchen, nicht blos durch ſein äuſſeres geſchichtliches Wirken, ſondern auch durch die Anſchauung des Beobachters ſeinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft iſt eines der vorzüglichſten unter den bisher erſchienenen, und die Darſtellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenſtände nie zurück. Die ſchöne Reihe der Zeitgenoſſen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geſchäften, muthig in Gefahren, betriebſam in Unternehmungen, im Ausführen ſchnell, bedächtig im Rathe — ſo war Albini, eines Deutſchen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerſt gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre ſpäter, Deutſchland ſeine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geſchlecht, wie ſchon jezt die Einrichtung ſelbſt, ſo damals deren Urheber vergeſſen. Durch ſechs und zwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menſchen, und der Menſch ſtarb am Höfling. Wie bedaurungswürdig, daß ſelbſt ein ſolcher Mann die Geringſchätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringſchätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung ſeines Gehaltes, die Geſchäftsloſigkeit der man ihn hingab, untergrub

seine Gesundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, so oft eine bürgerliche Gesellschaft sich umgestaltet, als Opfer schwachsinniger und von kindischen Trieben beherrschter Kleinbürger fallen, weil sie, muthige und starke Männer die auch in einer schlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angesehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menschen solcher Art, werden zum Uebergange aus einer schlechten Vergangenheit in eine bessere Zukunft, als Brücken gebraucht, und wie diese, dabei mit Füßen getreten. Das Bild ist hart, aber das Vorbild ist noch härter. Wir kennen es alle.

Graf Gneisenau. — «Bis zum sechs und vierzigsten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee.» So beginnt diese Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen: in diesen Worten läge ihre Quelle.

In der Darstellung des genannten Helden, liegt eine seltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede ist rasch, scharf und treffend, fast wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernst ist manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzeſſin von Wales. — Mit dem kunſtgewandten Pinſel des Malers, wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargeſtellt. Keiner wird ohne, bald freudige bald ſchmerzliche Rührung, das Erzählte leſen. Wenn Charlotte, als ſie noch lebte, über das Weib die Fürſtin vergeſſen machte, ſo muß ihr ſchneller Tod um ſo trüber und ſtärker die Erinnerung wecken, wie viel England an ſeiner künftigen Königin verloren. Denn ſie allein, eine andere Eliſabeth, hätte vermocht, das Reich von ſeinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem ſie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jezt nur noch der kalten Verfaſſung zugewendet ſind, ſich ſelbſt angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutſcher Jüngling, dem das ſeltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürſtin, wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das ſeltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — «Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unſerer Zeit, den Anfang überall, die Conſequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder ſich vertheidigen will, giebt es ein freies Volk und

in allen Proclamationen die Freiheit deſſelben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, giebt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poeſie und Proſa rühmt man Menſchenliebe, Gleichheit der Rechte u. ſ. w., aber ſchicke den Bettler vor dieſes Apoſtels Thüre, er — weiſet ihn an die Polizei; ſtelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menſchenwürde) um einen Grad tiefer ſtehſt, als er, an ſeine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet ſich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, ſpiele in Schauſpielen mit der Weihe und den heiligen Geheimniſſen der Religion, ſprich in Romanen von beſchaulichem Leben und Gebet, — man iſt entzückt, man preiſet und bewundert dich, aber ſpotte mit einem Leben voll niedriger Ausſchweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn ſonſt — ſpottet man deiner. — Als der Myſtizismus, der in Werners Gemüthe lag, ſich erſt durch Wort und Schrift ausſprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüſtes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann, und ſich auch im äußern Leben zu erbauen ſuchte, was ihr in ſtillen Träumen vorgeſchwebt,

da — war man überraſcht, und alle Welt ſchrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener.»

Wirkſamer als die Inbrunſt von welcher der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung voll iſt, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung ſeyn, um noch viele ſo wie ſie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Anſicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz «ein leeres taubes Gebäude» und die geſunde Vernunft «ein ohnmächtiges Ding» ſey. Dieſe Frau iſt eine erhabene Naturerſcheinung die mit Entſetzen, — nicht eine freie ſittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe die ſie lehrt, das iſt die Fäulniß. Nur wer krank iſt an Geiſt und Leib vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Urſprung einet. Der ſelbſtſtändige Menſch giebt ſich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in ſich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden iſt ein ſchlimmes Zeichen, daß ſie Noth thun ein noch ſchlimmeres von dem Siechthume der europäiſchen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine

Betrogene zu finden, die irgend einer listigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der stets in meinem Sinne, mit Spott dieser Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks selbst nur ihres geschriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es seyn müsse, wenn die Macht des Glaubens sich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menschheit wünschenswerther wäre, daß in jenem heiligen Bündnisse nur Lüge und Falschheit möchte seyn, als Wahrheit, Treue und ernster Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf. Frankfurt am Main. Andreäiſche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunſt bis auf unſere Zeit, beſtand darin: daß man jedem einzeln Bürger weiß machte, er ſey ſehr ſchwach und krank, und könne kaum auf den Beinen ſtehen, und wenn er glaube, ſeine Nachbarn würden ihm helfen, ſo irre er ſich, denn dieſe wären auch alleſammt blind und lahm. Er ſähe nun ſelbſt ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu dieſem Zwecke habe man mild und weiſe eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da ſie blos zu ſeinem Beiſtande da wären, bezahlen müſſe. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläſerne Beine zu haben glaubte, und aus Furcht ſie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitſchte das deutſche Volk; es lief, ſah mit Verwunderung, daß ſeine Füße ganz geblieben, und

ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern, ist diese Heilung, die sie außer Dienst sezt, nicht willkommen, und darum bemühen sie sich, dem Volke wieder seine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüstern. Das Turnen, welches keine neue Kraft giebt, aber den Besitzern der Kraft, den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum sehr verhaßt, und sie eiferten dagegen. Die scheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunst, werden in der angezeigten Schrift, unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfsinn und mit einer Menschenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiste jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur festen Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derselben, der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. «Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.» .. «Der Furchtlose weigert sich weit seltner des Gehorsams, als der Argwöhnische, der immer den Kürzeren zu ziehen besorgt.»

«In unsern Tagen wittert die Politik hinter jedem Busch einen Revolutionssüchtigen.» ... «Nicht der Uebermuth der Jugend, nicht der

Volksdespotismus, der Gelddespotismus ist den Thronen gefährlich.... Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten sich zu erheben gesucht — durch den Handel, wenn er sich zu einem Verein gestaltet, werden sie untergehen.» Widerlegt das, wenn Ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht soll entscheiden, ob der Zweikampf zulässig sey, und dieser dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel scheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unsern strengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte, noch ahnete, haben die Bürger gleich Münzen einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die Ehre. Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth, und muß sich jeden Augenblick von neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der Ehre im geselligen Umgang von so großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beschwerliche vorgängige Untersuchung, nach Maaß unseres innern Gehaltes, angenommen und geschäzt werden. Die Verletzung dieser Ehre ist daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur

durch den Zweikampf geheilt werden kann, so wäre es grausam, das Heilmittel zu untersagen, so lange man nicht versteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieses anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle seine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes ist vielleicht manchem Leser unbekannt, so wie es mir war. «Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, seine Güter fallen dem Staat anheim; ist er verehlicht, muß er sich scheiden lassen, hat er Kinder, so bekommen sie Vormünder, steht er einem Amt vor, ist er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtsame, die ihm bisher in Anspruch zu nehmen vergönnt war, ist er für verlustig erklärt.» Dieses Gesetz mag wohl selten in seiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika sehr häufig seyn sollen.

IX.

Die gute Sache, von Henrich Steffens. Eine Aufforderung zu ſagen, was ſie ſey, an Alle, die es zu wiſſen meinen, veranlaßt durch des Verfaſſers lezte Begegniſſe in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wiſſen meinen! Es ſcheint in dieſen Worten etwas boshaft-neckendes zu liegen, aber es ſcheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift ſelbſt geführt wird, hat nicht den leiſeſten Anflug von Tücke, oder verwundendem Spotte. Die Begegniſſe in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweiſe der alten unzerſtörbaren deutſchen Pedanterie. Es hängt dieſen armen Menſchen Blei an den Füßen. Die Schlechten ſind ſklaviſch geſinnt, und wollen nicht von der Stelle; die Beſſern ahnen, was Freiheit ſey, und ſind lüſtern darnach, aber plump und ſchwer-

fällig, erheben ſie ſich nicht höher über den Boden, als Jene. Immer dieſelben! Mögen ſie bei Hofe an einem Gallatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es iſt der ewige, rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie ſie an todten Formeln, an mathematiſchen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für ſie zu einem gemeinſchaftlichen Ziele auch nur einen Weg giebt! Wie ſie um die Mittel, den hohen Zweck vergeſſen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache, eine ſoldatiſche Zucht eingeführt, und üben ſtrenges Kriegsrecht aus. Begegnen ſie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeſchrei nicht kennt, ſo ſtoßen ſie ihn ſogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes geweſen ſeyn, als ein Spion? Und wäre dem auch ſo; wer beſonnen iſt und gerüſtet, fürchtet keinen Verrath, und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder, und betete für die Streiter. Iſt er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, Ihr handelt; ſein Reich iſt im Himmel, das Eure auf Erden. Jedem, was er will, ſo lange er den Willen Anderer ehrt — das iſt die Freiheit. Warum läſtert Ihr ihn, warum ſcheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er

kann irren (und er that es ſtark); aber was Irrthum ſcheint dem befangenen Blicke, das iſt Wahrheit dem Weltgeiſte; die Leidenſchaften der Menſchen bilden die Vernunft der Menſchheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenſchein zur Befruchtung der Erde gebraucht: ſo dienen der Geſchichte, wenn ſie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laſter nicht weniger, als Verſtand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falſches in ſeiner Schrift geſagt haben mag, verdient er ſchon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: «Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, iſt ſelten ſo fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun ſtreben.» Darum muthiger Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünſchung; nur die Schwäche gebraucht ſie.

Was iſt die gute Sache? Ein Jeder hält die Seinige dafür. Das iſt verzeihlich, ſo lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutſche, wohl gar nur eine preußiſche; und dazu gehörte, daß die Franzoſen ihre Heloten ſollten ſeyn. Von dieſer Thorheit ſind ſie wohl zurück gekommen, und es iſt ihnen jezt klar geworden, daß die gute Sache nichts anders ſey, als die Freiheit aller Völker, und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens

eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußischen Vaterlandsfreunde, die er die «Fichtische» (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die französische Revolutionsgeschichte und der deutsche Befreiungskrieg, demnach nichts anderes, als mißrathene Kompendien der Philosophie; so fertigt sie in der Literaturzeitung ab, und mischt Euch nicht in die Händel der Welt. Selbst die Ultras in Paris lachen Euch aus, und können Euch nicht brauchen; denn sie wissen besser als Ihr, was sie zu tadeln und zu ändern haben an dieser Zeit.

Steffens sagt, er habe «das Verwirrende des Jahrhunderts schon lange erkannt,» und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieses zu beweisen, führt er eine Stelle aus seiner Schrift über die Idee der Universitäten an, worin er der Jugend unter andern sagt: «Nicht in der Uebereinstimmung mit der äußern Welt, sondern in der Uebereinstimmung mit Euch selbst, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daseyns, und mit dieser die Freiheit.» Man muß gestehen, daß in der Schule des Verfassers herrliche Volksvertreter, und die den Ministern Stand halten können, gebildet werden müssen! Wer sich um die äußere Welt nicht be-

kümmert, der iſt allerdings frei, aber es iſt die Freiheit der Todten.

«Was mir, dem Gelehrten (ſagt der Verfaſſer) der über das Weſen des Staates Unterſuchungen anſtellt, Sorge macht, iſt ..... jenes irdiſche Streben, das Heiligſte durch äußere Mittel zu erlangen.» Ein akademiſcher Lehrer, dem jedes irdiſche Streben Sorge macht, ſollte über das Weſen der Staaten keine Unterſuchungen anſtellen, ſondern Profeſſor der Theologie ſeyn. Die bürgerliche Geſellſchaft iſt eine irdiſche Anſtalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann ſich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adeliche, Polizeidiener und Soldaten giebt?

Der Verfaſſer bemüht ſich, in kurzen Sätzen darzuſtellen, was ihm die gute Sache ſey. Denn (ſagt er mit Recht) es «dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes ſchwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu ſteigern.» Aber das, was Dieſe und Jene die gute Sache nennen, ſey nichtiger Art. «Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorſam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit, eine Auflöſung aller geſelligen Bande befürchten, nennen das, was ſie erhalten wollen, die gute Sa-

che, wie sie es an und für sich allerdings ist.» (Wirklich? Also Zucht, welche eine, aus Furcht vor Züchtigung, befolgte sittliche Lebensweise ist, die Erhaltung dieser gehörte auch zur guten Sache?) «Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen diese die gute Sache.... Aber beide sehen nur ihre gute Sache, sie sehen sie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rücksichtslosigkeit entspringende, nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befestigende, vielmehr als eine solche, die der irdischen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtsam herumspähen und horchen muß.»

Ich will nicht darauf sinnen, wie ich diese schwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfasser von unserer handfesten guten Sache giebt, bestreiten soll, dieses würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siechmachende und Ertödtende in jenen theologischen Ansichten des Bürgerlebens, ist nicht sowohl das darin enthaltene Falsche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthselhaften Worten verkündigt, hierdurch der schlichte Menschenverstand irre geführt, und besorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege sey. Wenn das die gute Sache nicht ist, welche

der irdiſchen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtſam herum ſpäht und horcht, ſondern jene, welche nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten, und zu befeſtigen iſt; warum bemühen ſich die Gläubigen, die Ungläubigen zu beſtreiten? Iſt dieſes Beſtreben nicht auch eine irdiſche kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfaſſers, worin er ſeine Anſicht der guten Sache ausſpricht, will ich einige mittheilen, ſie Theils beſtreitend, Theils dem Urtheile der Leſer überlaſſend.

«Der Grundirrthum aller herrſchenden Anſichten vom Weſen des Staates, iſt der, daß die Menſchen urſprünglich ein gleiches Recht auf die irdiſchen Güter haben.» Mir erſcheint dieſe Anſicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu ſeyn. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und ſie können es nicht werden: denn die Natur ſelbſt ſtattet die Menſchen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geiſtes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird alſo hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte beſteht darin, daß jeder ſeine Kräfte ſoll gebrauchen dürfen, um ſeinen Beſitz zu erweitern. Darum keine bevorrechteten

Stände, welche die Zeit, oder den Raum der niedriger Geſtellten beengen.

« Ohne Zünfte keinen Bürgerſtand, ohne unveränderlichen, perſönlichen Beſitz keinen Adel. » Wahr; aber eben darum keine Zünfte, und keinen perſönlichen Beſitz, weil es keinen Bürgerſtand und keinen Adel geben ſoll. Alle Staatsbewohner müſſen gleich ſeyn. Man durchwandere die ganze Weltgeſchichte, und ſehe, ob die Zwingherrſchaft, welche bald von den Fürſten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem, ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verſchiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

« Zenſur iſt Leibeigenſchaft des Erkennens, Beſchränkung des heiligſten Eigenthums, abſolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates. » In Kuhſchnappel lacht man über ſolche Reden.

« Ein jeder nicht konſtitutionelle Staat iſt ein interimiſtiſcher. » Es iſt ungemein erfreulich, daß es der Verfaſſer durch ſolche Sätze mit denen verdirbt, welche geneigt ſeyn könnten, einige ſeiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

« Der Staat iſt ein religiöſes Individuum, ſeine Freiheit nur durch Erlöſung, durch Aner-

kennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.»

«Der Heiland ist die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art bestättigt und befreit, Kirche und Staat sind eins, und jede freie Verfassung, christliche Theokratie.»

«Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdischen Verhältnisse, ist Einheit des Protestantismus und Katholicismus.» (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit!)

«Die Neigung zum Despotismus erstirbt nie, und stets bewaffnet muß in jedem erscheinenden Staate der wahre Bürger über seine Freiheit wachen, denn jede Erschlaffung erzeugt Unterdrückung.»

«.... nachdem ein verblendetes Volk versucht hat, aus irdischer Weisheit das Räthsel des geselligen Daseyns zu lösen, und in dem thörichten Versuche seine eigene Vernichtung fand, will in Deutschland die tiefer sinnende Betrachtung die wahre Stätte suchen, und wird sie finden.» Sie wird sie nicht finden; auf dem Wege, der in dieser Schrift vorgezeichnet ist, wahrlich nicht! Von welchem Volke

redet der Verfaſſer, das in thörichten Verſuchen ſeine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem franzöſiſchen? Der Himmel ſchenke dem deutſchen Volke ſolche irdiſche Weisheit, verleite es zu ſolchen thörichten Verſuchen, und führe es zu einer Vernichtung, wie ſie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette. Paris, 1822.

Ich leſe Schweizerreiſen über alles gern. Für uns mageres gerupftes Volk, das ſich ſeine funfzig Jahre um den Bratſpieß der Gewohnheit dreht, und langſam ſchmort, bis es gar geworden für die Würmer, iſt es eine himmliſche Erquickung, die heiße Bruſt an dieſen Gletſchern zu kühlen, das ſchläferige Ohr am Getöſe dieſer Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in dieſen hellen und reinen Seen zu waſchen, — iſt es die ſüßeſte Schadenfreude, dieſe Berge, Lawinen und Waſſerfälle zu ſehen, die ſo unzünftig hauſen, die ſich das Meiſterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geſchenkt, die alles dürfen, was ſie wollen, alles wollen, was ſie können, und alles können. Glücklich wer in Chamouny-Thal geboren, oder auf Sizilien, oder in Kamtſchatka, oder in den Raubſtaaten, oder in Pen-

ſylvanien; glücklich wer ein Prinz iſt, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutſcher zu ſeyn, und ein Bürgersmann der ſein Auskommen hat, und ein geſcheuter Menſch, und ein guter Chriſt zugleich, das iſt des Langweiligen viel zu viel! Es müſſen daher unſere ſehr argen Feinde ſeyn, die uns eine gedruckte Schweizerreiſe mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette iſt auf das beſte zu empfehlen. Ich weiß nicht woher es kommt, daß die meiſten übrigen Reiſende durch die Schweiz immerfort ſchmächteln, als ſäßen ſie in der Jasmin-Laube eines arkadiſchen Gärtchens, und ſelbſt auf den Bergen des ewigen Schnees, zu Butter zerfließen, aus der das Augen-Netz des Leſers mit Noth etwas ſolides fiſcht! Das Herz eines ächten Mannes iſt nicht ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landſchaften der Schweiz, wie es ſich gebührt; mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben ſein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verſtand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz, nicht blos als einen Gegenſtand der Landſchaftsmalerei; auch die bürger-

lichen und religiösen Verfassungen des Landes, auch die Geschichten, das häusliche Leben und die Geistesbildung der Schweizer weiß er aufzufassen und darzustellen. Daß er dieses Alles darstellt, ist ein Verdienst, welches die Art wie er es darstellt, nicht völlig aufhebt. Wie sollte es der schwache Mensch ändern! Er reise nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur sich selbst finden; das süße Ich, streut sich auf allen seinen Wegen aus, und der lezte Kleinbürger, reist ganz wie ein König, nur mit dem Unterschiede, daß er allein und sich selbst Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachsicht. Welch ein ängstlicher Anblick ist es aber, wenn man sieht, daß ein Mann von frischem Geiste, weil er sich vorsetzlich aus seinem Elemente geworfen, wie ein Fisch auf dem Sande, nach Luft schnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieses Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkost sie, wo er sie findet; aber so oft er es thut, sieht er sich ängstlich um, daß ihn keiner darüber ertappe, wie er sein Mädchen küßt. Er ist ein Ultra — noch schlimmer, er will Einer scheinen. In Deutschland erlaubt es das Naturrecht der Selbstvertheidigung, die

Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftſteller dort, der keine andere Freuden hat, als häusliche, der oft Jahre lang, von einer Gans nichts als die Federn auf ſeinem Tiſche ſieht, und von einem Haſen nichts hat als das Herz, dem wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, ſich endlich einen neuen Rock erſchrieben zu haben, die unbarmherzige Zenſur einen ganzen Aermel wegſchneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt, und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder ſterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber iſt es anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, ſondern auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf ſein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und ſein Glück iſt fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, giebt aber ſeinem Werke ein Verdienſt mehr. Wer die ſchwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht beſitzen, der braucht nur dieſe Reiſebeſchreibung zu leſen. Denn ſonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geſchmeichelt wird. Ich will einige Beiſpiele aus dem Buche

anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geiste in den Netzen kleinlicher Gevatterschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis, schreibt er: «Diese Stadt ist klein, aber alt, und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jezt da diese frommen Schätze, im Lande selbst viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht so interessant ist, als die erstere... Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu seyn, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren, oder ein Heiligen-Ge-

bein zu küſſen.» — — Die demokratiſche Verfaſſung des Kantons Zug zu tadeln, dazu war der Verfaſſer nicht unverſtändig und nicht falſch genug. Er lobt ſie, ſpringt aber wie über heiße Kohlen durch ſein Lob, ſo daß er nur immer auf einem Fuße ſteht. «Man kann ſich denken, daß bei einem ſolchen Volke, die alte Staatsverfaſſung wenig Veränderung erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortſchritte unter ihnen gemacht. Indeſſen haben dieſe braven Leute dennoch, dem Geiſte unſerer Zeit die an die Wirklichkeit einer Conſtitution nicht glaubt, wenn ſie nicht gebührlich aufgeſchrieben iſt, (unſer ehrlicher Verfaſſer kann nicht begreifen, wozu die Wechſelbriefe nöthig ſind!) und ſich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt ſind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freiſtaat Zug, hat alſo, wie wir, ſeit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Haupt-Verfügungen dieſer Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herſtammen.» (Dieſe Herren lieben keinen neuen Wein; möchten ſie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürch ſagt er: «Die Regierung dieſes Kantons war lange, und iſt noch heute, eine der meiſt ariſtokratiſchen der Schweiz, ob ſie zwar urſprünglich gegen die Ariſtokratie ſelbſt gerichtet war; ſo ſehr

iſt es dem Menſchen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen ſeine eigenen Leidenſchaften zu ſuchen.» (Das iſt ſehr naiv. Das will ſagen: die Kleinbürger haben alle Gegenſtände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Ariſtokratie abgetreten, und dieſe war ſo großmüthig, allen Lebenswein des Landes für ſich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerſchaft ja nie in Gefahr komme, ſich zu übernehmen und ihrer Geſundheit zu ſchaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Ariſtokratie unmöglich beſſere Gründe geben.) — — «Die Walliſer ehemals in Ober- und Unter-Walliſer getheilt, nämlich in Sieger und Beſiegte, bilden jezt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Geſetzen, und auf den Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souveränität gelaſſen, zeigt ſich dieſer Verbeſſerung würdig, durch die Fortſchritte die es in ſittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer, und ſelbſt durch die körperliche Veredlung ſeiner Bewohner. Es iſt bemerkenswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Saint-Maurice, Monthey und Martigny, ſich vermindert hat, ſeit dem Augenblicke, daß dieſe Zehnten frei geworden. Daraus kann man ſchließen, daß

die Freiheit welche hier die Menſchen geſünder und beſſer macht, nicht die nämliche iſt, welche ſie andern Orts, zu Raſenden und Dummköpfen umſchaft. (Wie geſchickt ſich der feine Herr zwiſchen zwei Stühle ſezt! Was müſſen das aber für Menſchen ſeyn, die ſich mit ſolchen zweideutigen Komplimenten abfinden laſſen!)

Jezt haben wir ein anderes Wort mit den Herrn Raoul-Rochette zu ſprechen. Dieſer junge Mann, der wahrſcheinlich nicht mehr von der deutſchen Sprache weiß, als die meiſten ſeiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutſche Setzerlehrling von der franzöſiſchen; er, dem es nur darum gelungen in ſeinem Werke viel Gutes und Schönes zu ſagen, weil er einen kleinen Schatz deutſchen Geiſtes beſizt; er, vergeſſend, daß der geiſtreichſte und beredſamſte aller franzöſiſchen Schriftſteller, Rouſſeau, nur mit der Sprache den Franzoſen angehörte — er ſpricht von uns ſo leicht hin, als ſpräche er über ein neues Vaudeville von geſtern Abend. Ja großmüthig iſt er ſogar, er will den Deutſchen nicht alles nehmen; ausgeartet, nennt er ſie. Ueber die kindiſchen Begriffe welche die Franzoſen von Deutſchland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher lie-

gen, als ihr Standpunct, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu ſchenken, ſie nehmen ſie ſich. Eine Pflanze mit tauſendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut iſt eine ſolche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzoſen zum Lobe nachſagen, daß ſie ſich täglich ſtärker deſtilliren. Die ganze Oberfläche des menſchlichen Wiſſens, haben ſie nach allen Richtungen durchgangen, und jezt fangen ſie an in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber ſie thun es. Schon buchſtabiren ſie den lieben Gott, und haben eine Ahndung von der himmliſchen Natur der Dinge. Mit langſamen und verſchämten Schritten, wie in der erſten Liebe, nähern ſie ſich der Romantik in Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie haben es ſchon dahin gebracht, Mozart links neben Roſſini zu ſtellen. Einer ihrer geiſtreichen Schriftſteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariſer italieniſchen Oper gehalten, geſagt: «Was iſt das für eine Aufführung! warum ſo ſchlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir ſo lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht geſehen? Pfui!»

Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutſchen ſpricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es iſt wahr, er hat dieſen herrlichen Mann ganz zu würdigen verſtanden. Zwar ſcheint er von allen deſſen Schriften, nur die Briefe an Bonſtetten zu kennen die in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; aber gleich viel, wenn dieſe hingereicht haben, ihm den Geiſt und das Herz des großen Geſchichtſchreibers aufzuſchließen. Müller iſt noch nie ſchöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfaſſer geſchehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzoſe war, ſagte er folgendes. «So oft ich ihn las, erſtaunte ich über die Achtung, die er den Deutſchen einzuflößen wußte, und das beweiſt, daß man an der menſchlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geſchichtſchreiber von ſo gründlichem Geiſte und ſo geſundem Urtheile, der ſeinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage, und ſeinem Style nur die Vernunft zum Schmucke giebt; der weder in den Thatſachen, noch im Ausdrucke, der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über alles laut ſeine Anhänglichkeit für die alten Grundſätze der Regierungen, und ſeine Ehrfurcht vor religiöſen Inſtitutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenſchaft beſeelt, die für Wahrheit und

Recht — wie konnte ein ſolcher Schriftſteller, Leſer bei dieſer deutſchen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art ſo thöricht ergeben iſt, die ſich mit ihren Philoſophen in die Regionen der abſtrakteſten Metaphyſik verſteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern, zum Umſturze jedes poſitiven Glaubens hinrennt, und ihre Urtheilskraft ſo kläglich mißbraucht, daß man ſie neulich in den hochherzigſten Geſinnungen die Mittel finden ſah, den Aufruhr zum Rechtsgrundſatze, und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienſte umzuſchaffen?» .. Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutſche Studenten in den Alpen begegneten, ſagt er von dieſen: «wir ſahen ſie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launiſche Wind, bald hier und bald dorthin führte.» — — Gäbe es zwiſchen Metz und Bayonne nur zehn Franzoſen, welchen dieſes, was ich da ſchreibe zu Geſichte käme, und unter dieſen zehn wären nur drei die deutſch und unter dieſen dreien wäre nur einer der Deutſches verſtünde — würde ich mir die Mühe geben dem Herrn Raoul-Rochette auf ſeine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menſchlichen Seele ſind alle dem Bewußtſeyn und der Willkühr unterworfen. Schlimm, daß es ſo iſt! Wenn es anders wäre, wenn der Geiſt, gleich dem Körper, Organe hätte, die ohne Willen und Wiſſen des Menſchen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirkſamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geſchmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, ſo bleibt uns nichts übrig, als erſt zu reden, dann zu ſchweigen, dann die Achſeln zu zucken, dann die Kranken ſterben zu ſehen, und endlich, wie es wahren Chriſten geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu ſprechen. Es muß daher gewiſſen Perſonen ſehr angenehm ſeyn, Böſes

von ſich reden zu hören, weil ihnen dieſes beweiſt, daß man ſie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Miniſter im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den erſten darf ich nicht ſagen; den andern aber als jenes Gegenſatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man ſollte nie einen Miniſter abſetzen. Ambulante Legitimität = ſtationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche ſeit dreißig Jahren Miniſter waren, es nicht mehr ſind, und wieder werden wollen, ſind ſehr gefährliche Menſchen; ſie ſchwatzen aus der Schule. Sie ſagen uns freilich nichts, was wir nicht ſchon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: ſeht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unſerer genädigen Herrſchaft unterhielten, rief man uns von innen zu: «Ihr draußen haltet das Maul! Ihr verſteht nichts von ſolchen Dingen, das will ſchon im Mutterleibe gelernt ſeyn, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind geweſen, kann niemals ein Staatsmann werden!» Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligſte geſehen, und reden gerade ſo, wie wir geſprochen. Iſt das nicht ſchlimm? Da iſt Herr Bignon, der lange Miniſter geweſen, und

die Höfe kennt, die deutſchen zumal. Er ſpricht in ſeinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er ſeine Worte etwas feiner zu ſtellen weiß. Sein Buch iſt eine diplomatiſche Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei-Styl. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, ſondern Experimental-Politik, und mit den Augen iſt ſchwer zu ſtreiten. Ob das ſchlimm iſt!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongreſſe von Verona. Endigen wir auch damit. Alſo wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich ſprechen. Was nüzt alles Schreiben? Göthe lehrt.

— — — — Lieſ't doch nur Jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt Du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt Du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieſes ihn tauchen und jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris 1823.

Arnault, war einer jener acht und dreißig, die, beſchuldigt Napoleons Rückkehr von Elba begünſtigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden ſind. Solche Strafen ſind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an allem iſt, ſich nicht fangen läßt, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Menſch iſt ſein Ebenbild. Aber es iſt gar nicht in der Ordnung, ſich in ſeinem Mißgeſchicke ſo wild und untröſtlich zu gebehrden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann ſieht man dort alle eingeſperrten Thiere ſich heftiger oder gelaſſener gegen ihre Gefangenſchaft

die Freiheit welche hier die Menſchen geſünder und beſſer macht, nicht die nämliche iſt, welche ſie andern Orts, zu Raſenden und Dummköpfen umſchaft. (Wie geſchickt ſich der feine Herr zwiſchen zwei Stühle ſezt! Was müſſen das aber für Menſchen ſeyn, die ſich mit ſolchen zweideutigen Komplimenten abfinden laſſen!)

Jezt haben wir ein anderes Wort mit den Herrn Raoul-Rochette zu ſprechen. Dieſer junge Mann, der wahrſcheinlich nicht mehr von der deutſchen Sprache weiß, als die meiſten ſeiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutſche Setzerlehrling von der franzöſiſchen; er, dem es nur darum gelungen in ſeinem Werke viel Gutes und Schönes zu ſagen, weil er einen kleinen Schatz deutſchen Geiſtes beſizt; er, vergeſſend, daß der geiſtreichſte und beredſamſte aller franzöſiſchen Schriftſteller, Rouſſeau, nur mit der Sprache den Franzoſen angehörte — er ſpricht von uns ſo leicht hin, als ſpräche er über ein neues Vaudeville von geſtern Abend. Ja großmüthig iſt er ſogar, er will den Deutſchen nicht alles nehmen; ausgeartet, nennt er ſie. Ueber die kindiſchen Begriffe welche die Franzoſen von Deutſchland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher lie-

gen, als ihr Standpunct, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu schenken, sie nehmen sie sich. Eine Pflanze mit tausendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut ist eine solche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzosen zum Lobe nachsagen, daß sie sich täglich stärker destilliren. Die ganze Oberfläche des menschlichen Wissens, haben sie nach allen Richtungen durchgangen, und jezt fangen sie an in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber sie thun es. Schon buchstabiren sie den lieben Gott, und haben eine Ahndung von der himmlischen Natur der Dinge. Mit langsamen und verschämten Schritten, wie in der ersten Liebe, nähern sie sich der Romantik in Wissenschaft und Kunst. Sie haben es schon dahin gebracht, Mozart links neben Rossini zu stellen. Einer ihrer geistreichen Schriftsteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariser italienischen Oper gehalten, gesagt: «Was ist das für eine Aufführung! warum so schlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir so lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht gesehen? Pfui!»

XIII.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Thèatre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes. Paris 1824.

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes, reichlich ersezt. Madame Campan wollte nur nüzlich seyn und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher Andern gewesen wäre. Alte Erziehungs-Regeln, die sie giebt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen, auf sich selbst zu achten, denn die, welche die Verfasserin ertheilt, sind solcher Art, daß sie in beharrliche

Ausübung gebracht, die Selbst-Erziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht sind einige unter ihren Grundsätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch selbst diese, würde man in ihrer Anwendung, höchstens fruchtlos, nie aber schädlich finden.

Giebt es eine Lehre, in der sich ihr Lehrer abspiegelt, so ist es die Wissenschaft der Erziehung. Rousseau mußte sein Herz haben, um seinen Geist zu haben. Man versteht die Kinder nicht, ist man nicht selbst kindlichen Herzens; man weiß sie nicht zu behandeln, wenn man sie nicht liebt, und man liebt sie nicht, wenn man nicht liebenswürdig ist. Madame Campan in ihrem Erziehungsbuche, bewährt sich, wie wir sie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erscheint als eine sehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das männlich nur in Leiden, besser als viele Männer verstand in eine wilde Zeit, von dem Ufer der Besonnenheit hinauszuschauen; das gelernt und vergessen, und wohl wußte was des Weibes höchste Würde ist. Denn nur darum ist es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil sie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung.

Nur dieſe allein iſt freier Leitung hingegeben und Fehler in ihr ſind, weil leichter zu vermeiden, ſchwerer zu entſchuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und ſelbſt die ſtrengſte und ſorgfältigſte Erziehung vermag nicht, die äußern Einflüſſe von ihm abzuhalten. Auch ſoll ſie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich iſt, für die Welt erzogen, daß er ſich ihr ſchmiege; werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerſtehen und ſie beherrſchen lerne — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knabens, und ſie ändert ſich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und dieſe wechſelt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo ſie aufhören häuslich zu ſeyn, hören ſie auf Frauen zu ſeyn. Dann mögen ſie zuſehen, wie ſie ſich zu recht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen ſie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe wenn ſie ſtraucheln, kein Mitleid wenn ſie fallen. Und ſie fallen immer härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug ſich zu rächen; ſie hat böſe Zaubermacht genug, ein liebvergeſſenes Weib, aus Mißgeſtalt in Mißgeſtalt, bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Laſterwirthſchaft einer Spionen-Herberge führt.

Der erste Band des Werkes, enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderst wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die mütterliche, weil sie von der Mutter ausgeht, und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobei ganz andere Grundsätze als bei der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit verständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die «Conseils aux jeunes filles,» bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eignes Werkchen, bestimmt jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen, Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen, wohlthätigen Gesinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel

ſich, junge Mädchen, die zum dienen beſtimmt ſind, mit dem bekannt zu machen, was ſie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlaſſen haben. Sie hat in ihre Moral, Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beiſpiele von Dienſtmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen, Wohlſtand, häusliches Glück, angeſehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zuſammenhängendem Vortrage, iſt doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es beſtimmt iſt in untern Schulen den jungen Schülerinnen ſtückweiſe in die Feder dictirt zu werden. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man dieſen Theil des Werkes der Madame Campan, beſonders in das Deutſche überſetzen, und das Büchelchen zu ſeiner angegebenen Beſtimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre ſelbſt betrifft, iſt vielleicht beſſer, ſie deutſchen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutſche Ueberſetzung, verbunden mit dem oft ſo unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abſchreckendes doctorales Anſehen geben. Auch würde die größere Aufmerkſamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache lieſt, hier dazu dienen, daß ſich Mütter das Geleſene tiefer einprägen. Der zweite

Band des Buches enthält, außer einigen moraliſchen Verſuchen, und einer anziehenden Novelle, ſieben Kinder-Komödien, die ſehr gut ſind in ihrer Art, wie es hierin der franzöſiſchen Literatur auch an ältern Muſtern nicht fehlt. Sie ſind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anſtalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären ſie auch an deutſchen Mädchen-Inſtituten zur Uebung in der franzöſiſchen Sprache, nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieſer Komödien iſt ganz ſo wie ſie ſeyn muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich ſolcher Art, daß ſie lehrt: die Tugend ſey tüchtig; nur ſolche Leiden müſſe man ohne Murren tragen, die Gott ſchickt, nicht die, die von gottloſen Menſchen kommen; die wahre Tugend beſtehe nicht in Dulden, ſondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerſchrockene, erwerbe, früh oder ſpät aber unausbleiblich, irdiſchen Vortheil, und irdiſches Glück.

XIV.

Der Mord Auguſt's von Kotzebue. Freundes Ruf an Deutſchlands Jugend, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Muſen reden auch koſackiſch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht iſt dieſes die Sprache des Olympiſchen Hofes, deren er ſich nur mit Adelichen bedient. Herr Baron Fouqué, erzählt in ſeinem Vorworte, das kurz, im Style des Tacitus geſchrieben iſt: er habe ſeinen Freund Z—e, der ihm «diesmal ſo herrlich vorausgeritten in den Kampf,» «Hurrah!» rufen hören, und ſogleich ſeyen «die Thränen der Thatenluſt» in ihm aufgeſtiegen, und er wäre nachgeritten. Er ſey freilich etwas ſpät gekommen, welches aber nicht ſeine Schuld geweſen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu ſeiner jüngſten Begeiſterung gekommen:

— — Der sangeskräft'ge Geist
Regt sich mir auf, schwingt seinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen «Lieb' und Glaube.»

— — Segnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften, haben wir Alle seit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt, und wir wissen, welcher Natur solche Ewigkeiten sind. Unser Dichter wendet sich mit seinem Freundesrufe an die «theure Jugend Deutschlands», welche er ein «Blumenbeet» nennt, das «gediehen aus der Wahlstadt blut'gem Grund,» reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntschaft, ob er zwar schon im Befreiungskriege 36 Jahre alt gewesen, und er jezt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz sey aber noch jugendlich frisch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wehmuthschleier Nebelgrau! —

Er geht weiter, und sagt der deutschen Jugend, er wolle mit ihr gemeinschaftlich den Erbfeind bekämpfen. Diese fragt, wo sich der Erbfeind aufhalte, und wer er sey? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

819156

Der ſtarrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

die Franzoſen? Auch nicht; die ſind unſchädlich gemacht.

Doch der Buonapartiſten freche Schaar?

Ja, das iſt der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo ſteckt denn ſonſt der Erbfeind? — Der Königlich Preußiſche Herr Major von Fouqué, kommandirt jezt

— — »Hand aufs Herz!« —

Die deutſche Jugend, welche ein zartes, ſchüchternes Blumenbeet iſt, wird ganz verblüfft über dieſen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängſtlich:

»Wie? Erbfeind in der deutſchen Jünglingsbruſt?« —

Nicht anders, Kinder! Da ſteckt er.

— Unſer Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das iſt der irdiſch liſt'ge, gierige Geiſt,
Entſprungen aus dem glaubenloſen Hirn
Erdſücht'ger Menſchen, er am Boden feſt,
In ſchlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenſeit ſeel'ges Licht.

Und ſo geht es weiter. Der Herr Baron macht ein ſchreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geiſterſtunde leſen, wahrſcheinlich iſt es auch nicht in derſelben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erſcheint der Erbfeind in Geſtalt eines Geſpenſtes, das franzöſiſch ſpricht, weil die deutſche Sprache keine Worte

hat für ſolche Gräuel. Das Geſpenſt «krächzt:» Egalité! — Unité... — Das iſt aber immer noch der ärgſte Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein Schlimmrer noch:
Des Uebels Wurzel, ſchädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menſchen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden ſtand!

Ich will offenherzig geſtehen, daß dieſes Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, ſo daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin, und herzlich wünſche, er lebe noch, um alle unſere beklagenswerthen Myſtiker, aus ihrem Somnambulismus zu wecken, und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas ſpät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der ſelbſtbiographiſche Dichter ſingt:

— — Als ich zuerſt
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meiſter, der mich lehrte, söhnlich treu,
Da war der Todte meines Meiſters Feind, —
— — — — —
— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als ſpäterhin mir die gereifte Kraft
Anwies ſelbſteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte, gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen ſeinem fremd.

Jezt aber, da er todt ſey, liebe er ihn ſehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche, und

ruft, erſt Weh! und dann Heil! aus verſchiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué giebt ſich prophetiſchen Troſt, wenn etwa ſeine Fieberfaſeleien ſollten lächerlich gefunden werden:

> Ja, ſprüzte ſolch ein kleiner Voltaire Gift
> Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
> Geflochten hat, und ſeine Stollbergs mir,
> Sein Göthe mir beſtär'gend feſtgedrückt
> Auf meine Stirn. . . . .

ſo... wolle er auch ſeinen Kranz, ſein Liebſtes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er ſagt, am erſten Oſtertage, dieſen ſeinen «Sangesſpruch,» an die liebe deutſche Jugend, welche ein Blumenbeet iſt, erlaſſen. Die Leute, die an dieſem Feiertage ſpazieren gegangen ſind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutſche Satan hat einen Zug des Spottes in ſeinem Geſichte, welcher eine ſehr wohlthätige Erfindung iſt, weil Jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komiſchen Miene, und nicht an dem Pferdefuße des Teufels, habe ich mich gehalten, als ich dieſen Freundesruf Fouqués beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre Euch Angſt geworden, Leſer. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebues wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem

Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig solche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdessen die andern Redner schweigen — und in dieser Zeit sinken tausend blutige Opfer, und tausend von Glaubenswuth berauschte Mörder, fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geschlechte des Löwen; aber nur der Abschaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie ist ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falsch; ohne Freundlichkeit, und darum schmeichelnd. Der Tag blendet sie, am schärfsten sieht sie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, sie liebt nur das Steigen: sie hat einen Kletterſinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich ist selbst ihr tückisches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menschen der sie wartet, nur dem Hause, worin sie gefüttert worden, bleibt sie treu. Eine entartete Mutter, frißt sie ihre eigene Jungen. So ist die Katze! So ist auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr spinnt. Ich gestehe es offen, daß dieses Werk mir in der innersten Seele zuwider ist, mag man es auch eben so kindisch finden, ein Buch zu hassen das einem

Wehe that, als es kindiſch iſt, einen Tiſch zu ſchlagen woran man ſich geſtoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbeſondere, ſondern über die darin fortgeſpielte mißtönende Weiſe, die auch in allen übrigen Werken des Verfaſſers uns beleidigend entgegenklingt, über die beſtändig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düſtere und anſchauernde Witterung, will ich einige Worte ſagen. Die Ueberſchrift welche dieſe Betrachtung führt, ein Wort, deſſen Bedeutung die neuere Arzneikunſt verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden ſoll, daß der Humor in den Schriften des Verfaſſers der Phantaſieſtücke, ein kranker iſt. Der geſunde und lebensfriſche Humor, athmet frei, und ſtöhnt nicht mit enger Bruſt. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt ſie nie vergebens. Er ſieht von der Höhe auf alle Menſchen herab, nicht aus Hochmuth, ſondern, um alle ſeine Kinder mit einem Blicke zu überſehen. Was ſich liebt trennt er, um die Neigung zu verſtärken; was ſich haßt vereinigt er, nicht um den Hader, um die Verſöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei: denn auch die Maske hat ein Menſchen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe

ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert, nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraschende entrüstet, und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigne Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz oder um zu demüthigen, sondern, um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er tröstet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verlezt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödtlich seyen.

Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde sich geschlossen; Narben sind auch Wunden, die Erinnerung ist auch ein Schmerz; er glättet jene, und vernichtet diese. Der Geist der Liebe, haucht fort und fort aus ihm, alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menschen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geist der Liebe, der versöhnt und bindet, und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben, in den Schoos der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geist — er kommt nie ungerufen — beseelt die Werke des Verfassers der Phantasiestücke, nicht mit dem leisesten Hauche. Das neckende Gespenst des Widerspruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, steigt dort, von grauser Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchsten Gipfel um uns tiefer herabzustürzen, und selbst sein Himmel ist ein unterirdischer. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechselhaß, nicht um ihre verschwiegene Liebe, zu verrathen. Kreisler ist der Unglücklichste aller Verdammten, er ist ein gestürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen

des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten ſtrecken ſich ſehnſuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um ſo mehr, je näher die Ufer ſind. Selbſt die Muſik, dieſe Himmelskönigin die er liebend verehrt, ſteht in unerreichbarer Ferne von ihm; ſie hört ſeine Gebete nicht, und nie gab es eine mistönendere Seele, als die jenes Kreisler, der raſtlos den Wohllaut ſucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindſamkeit und Spott, ſind die beiden Pole, jene der anziehende, dieſer der abſtoßende des Humors. Aber nur in der Mitte iſt der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo ſie verſöhnt zuſammentreffen, da ſchmilzt die eine, den Froſt des andern, oder der Spott kühlt ſäuſelnd die Sonnengluth der Empfindung ab. Wenn ſie aber auseinander ſtehen, iſt die Empfindſamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launiſche Wahlverwandſchaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tauſenden trennt, — und der Spott wird zum Haſſe. So in ſeine Beſtandtheile geſpalten, erſcheint der Humor in den genannten Werken, und ganz ſo, wie er dem Meiſter Abraham tadelnd zugeſchrieben wird, nicht „als jene ſeltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anſchauung des Le-

bens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampf der feindlichſten Principe ſich erzeugt, ſondern nur durch das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent es ins Leben zu ſchaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dieſes war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er alles als ungehörig erkannte, raſtlos verfolgte, bis in die geheimſten Winkel.» Kreisler hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen: nicht anders iſt ſein eigner Humor. Ein zerriſſenes Gemüth, ein alles zerreißender Spott. Seine Gefühle ſind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froſchſchenkels an der galvaniſchen Säule, und der Friede ſeines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigſten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einſchlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch ſeine harten Schmähungen mit welchen er diejenigen verfolgt, die an muſikaliſchen Spielen ihre Luſt finden, und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunſt als heiligen Ernſt zu faſſen und auszuüben. Kreisler fodert unduldſam, ſeine Göttin ſolle, gleich dem grauſamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künſt-

ler ausſchließlich zugehören. Noch nie haben Prieſter, den Tempel den ſie bewahren, Gläubigen verſchließen wollen! Muſik iſt Gebet; ob nun das Kind es herſtammele, ob der rohe Menſch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in ſinnigen geiſtvollen Worten — der Himmel hört ſie mit gleicher Liebe an, und giebt jedem den Widerklang ſeiner Empfindung als Troſt zurück. Das Gaſſenlied das den rohen Geſellen hinauftreibt, iſt ſo ehrwürdig als die erhabenſte Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeiſtert. Und welche Muſik iſt beglückender, die berauſchende des wahnſinnigen Kapellmeiſters, die als Bachantin und Furie, das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitſcht, oder die ſanft erwärmende, die ſtill erfreut, und täglich und häuslich genoſſen werden kann? Darf man eine Freude zerſtören weil man ſie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die muſikaliſchen Tändeleien eifern, da durch ſie allein die ernſte Kunſt fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunſt und Wiſſenſchaft, nur die zuſammengezogene Zahl, vorhergehender kleinerer Zahlen iſt, und da kein Gut an die Stelle des Genuſſes käme, wenn nicht, ſeines Werthes unkundige Fuhrleute, ſich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr, und die ihm vorhergegangenen Werke seines Verfassers, sind Nachtstücke, nie von sanftem Mondscheine, nur von Irrwischen, fallenden Sternen und Feuersbrünsten beleuchtet. Alle seine Menschen, stehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wissen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erschrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu schreiten, noch zurück, und harren unentschlossen bis die Pfeiler einstürzen. Das ist seine Stärke, seine Wissenschaft und seine Kunst, — die Geisterwelt aufzuschließen, zu verrathen das Leben der leblosen Dinge, an den Tag zu bringen, die verborgenen Fäden, womit der Mensch, und der glückliche, ahndungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Gespensterauge, jeden freundlich sich herüber neigenden Zweig, als den ausgestreckten Arm einer zerstörenden dunklen Macht, erscheinen zu lassen. Es ist der dramatisirte Magnetismus, und wenn das Conversations-Lexicon von jenem Schriftsteller bemerkt: daß er durch die grellsten Dissonanzen zur harmonischen Auflösung durchdringe, so ist ja eben in dieser Auflösung das anschauernde, unheimliche, verletzende. Eine unerklärliche schreckliche Erscheinung, wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft

erheitern; aber ſobald er ſie natürlich erklärt und ſo den Glauben erzwingt, weckt er den Menſchen aus ſeiner fröhlichen Sorgloſigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen, in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerſtörende Natur unter Scherben und Leichen ſizt. Ein Streben das keinen Dank verdient:

Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigen Licht!
Da unten aber iſt's fürchterlich,
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe die ihm mangelt, kann dem Verfaſſer des Kater Murr, Verzeihung gewähren, ſelbſt für dieſen Mangel, und wir endigen beſänftigt und beſänftigend mit den Worten, die Fauſt ſeiner den Unhold ahndenden Margaretha ſagt:

Es muß auch ſolche Käuze geben.

XVI.

Gelaſius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Spiegelbild unſerer Zeit. Von G. A. Freiherrn von Maltitz. Erſtes Bändchen. Leipzig, Induſtrie-Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darſtellt, gebühren einige Worte antetitulariſcher Kritik. Sehen wir zuerſt nach den Füßen, als nach den wichtigſten Theilen eines grauen Wanderers. Sie ſind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Abſätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der ſinnige Künſtler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelaſius, ethiſirend durch die Welt geht, einen ſchwankenden unſichern Gang habe, und daß ihn der Cothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelaſius trägt einen Stab, der ſo lang iſt, als er ſelbſt. Es iſt ein roher Baumſtamm, nach oben, wie eine Gabel

ausgezackt und zugespizt. Dieser Stab würde, als Waffe gebraucht, den der ihn führt schwerer verwunden, als den, den er träfe. Das Gesicht des grauen Wanderers, hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwischen beiden Etwas, liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung schlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabschlotternde Mantel, gehört mit seinem Hintertheile, seinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit seinem Vordertheile aber, besonders mit seinem Knopfsysteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit vor die Gegenwart zu stellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umstand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels, ersieht man, daß Gelasius den Wind im Rücken hat; er geht also mit dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel sollten also zurückflattern. Die Gegend in welcher sich Gelasius befindet, ist flach, es ist eine brandenburgische Landschaft und die schöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelst ih-

rer hohen Absätze Brückenbogen bilden, sieht man den Sand fließen. Möchte dieses, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach diesem kommt ein Vorwort an mein deutsches Vaterland, in ungereimtem Versen abgefaßt. Der Dichter sagt darin: Deutschland sey ein Eichenwald, aber das Knüppelholz lasse die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim, unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Gestrippe ..... doch das Summiren fällt mir gar zu schwer, ich will lieber die Verse selber hersetzen — ich habe nie recht lernen können Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutsches Vaterland.

Wenn im wildverhau'nen Forste,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft,
Stolz, den eig'nen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falsch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einst so mächt'ge Eichenrain
Jetzt von wildverwachsenem Gestrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufschlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Ist es einem kräft'gen Förster da,
Dessen Lust der Stolz des Waldes ist,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbst in einem fremden Forste — —

Länger nicht den Frevel ſehen kann
Und mit hochgeſchwung'ner Axt
Auf das Krüppelholz, ſo groß, wie klein
Seine raſchen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen,
Und was lange unterdrückt geſtanden,
Friſch zu ſehen mit friſchen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutſches Vaterland
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieſer abgedorrten Zeit,
Deiner einſt'gen Größe Eichenhaine,
Jenes feſten Sinnes feſten Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln unſ'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigſten Geſtrippe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einſam ſteh'n im wüſtverhau'nen Forſte
Deiner einſt vereinten Landespracht,
Wenig ſtolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländiſchen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raſchen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeſchoſſen kaum,
Von dem ringsumzog'nen Strauche
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im erſten Keim.
Seh' ich dieſes, ha! entbrennt mein Zorn;
Und ſo mög'ſt du, theures Vaterland,
Mir's in dieſem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Axt des zorn'gen Förſters ſchwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Geſtrüppe;
Denn vielleicht erſchafft mein wilder Hieb
Manchen ſchwachen Pflänzchen ſtärk'res Leben,
Welches ſich zu freierem Wuchſe ſpornt;
Und fürwahr vermöcht von Tauſenden

Dieſes ich von einem nur zu ſagen,
Will ich muthig immer vorwärts ſchlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das iſt ſehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förſter kräftig geſprochen; aber der Deutſche ſoll kein Förſter ſeyn, ſondern ein Menſch. Das iſt der Jammer! Unter einer Million Deutſche, giebt es nur zehn Menſchen. Die übrigen ſind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Juſtizräthe, Aſtronomen, Diplomaten, Geiſtliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förſter — und was man ſonſt noch ſeyn kann, wenn man nichts iſt. Der Schneider ſieht die Welt für einen Kleiderſchrank an, der Kaufmann für eine Börſe, der Soldat für eine Kaſerne, der Juſtizrath für eine Kanzleiſtube, der Aſtronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geiſtliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förſter, wie wir eben geleſen, für einen Wald. Der Menſch aber ſieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum ſoll Deutſchland ein Eichenwald ſeyn? Im Walde ſchrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit die in den Wäldern

wohnt, ist nur die Freiheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber sein Tag kommt doch, früher oder später. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum sollen die Deutschen Eichen seyn? Was ist schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe die erfreut, keine Früchte die erquicken, sie giebt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Frostigen brauchen; aber wozu Schatten? Ist uns zu heiß? Ist nicht Deutschland der Eiskeller Europens? Wird nicht jedem phantasirenden Volke, das deutsche, als kalter Umschlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutschen Krankenwärter? Und eine Eiche, was sie ja Gutes bringt, sie bringt es so spät! Eine Eiche ist wie eine Darmstädter Anleihe: erst nach unzähligen Jahren zahlt sie die Zinsen für längst begrabene Mühe und Sorge. Ist das kluge Wirthschaft? Der unverständige Ahn, der sich und seine Kinder späten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, so mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, sey es mit hochgeschwungener Axt, sey es mit wilden Satyrhieben

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen —

— das ist spartanisch, aber gar nicht christlich. Alles soll leben, Jedes soll leben. Jedes soll auch seinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von aussen anmaßlich und rechtstörend sich vergrößere, sondern indem es sich von innen nach aussen erweitere, so viel es mag und kann. Plazt eines darüber, desto schlimmer für den Frosch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt seyn. Was wollte der Dichter mit der einst vereinten Landespracht? Ich kenne keine solche. Zwar will ich aufrichtig gestehen, daß ich mehr deutsche Geschichte gelebt, als gelesen, und daß ich in meinen schönen Secunda-Jahren, über das deutsche Mittelalter zum lezten Male eingeschlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht so ein mystisches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug seyn; der Wachende hat die Abgötterei des deutschen Kaiserdienstes, immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wissen, wo die wenig stolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da stehen, zu finden? Im tausendjährigen deutschen Walde, sah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige ist Krüp-

pelholz... Friedrich?... Nun ja, wer nur seinem Augenmaaße trauen dürfte! Weil Könige hoch stehen, weiß man nie gewiß, wie groß sie sind; man weiß nur, welche größer. Und jene stolzen Eichenhäupter die noch vorhanden, stehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber so ist es. Die Deutschen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutschen spottend zurufen, was einst Eid seinen feigherzigen Feinde Bermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung seiner vierfüßigen Majestät an den Setzkasten dieses Buches. Darin lesen wir erstens: das «Sünden-Setzregister Sr. hochpreßbenglichen Gnaden,» nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem ersten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die «allerlei von Kunst, Wissenschaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen» erzählen werden. Drittens sagt der Teufel: «Was übrigens das ganze eigentlich ist, weiß der Teufel selbst nicht.» Desto besser für den Rezensenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: «Ganze Stellen» des Buches, «die bessern»...

»besonders in der Leidensgeschichte meines Volks,« hat die Zensur gestrichen. Warum macht es der Verfasser nicht, wie sein Rezensent? Dieser, wenn er nicht sagen darf, was er denkt, sagt das Gegentheil, und Lügen werden nie gestrichen. Herr von Maltitz wird sich davon überzeugen, wenn er nächstens zu seinem Erstaunen lesen wird: »Es war immer ein Glück ein Deutscher zu seyn, aber jezt ist es eine Ehre geworden.« Wir müssen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch diese ersonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuschwärzen — warum sollten wir auch nicht lernen unsere Spitzen zu verstecken? Ist doch kein Leser so dumm, daß er nicht wüßte, wo eine Scheide, da ist ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch ist sehr in einander geschachtelt, und jeder Inhalt ist wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zusammen. Gelasius ist eine Hypothek, auf welche die h. Polizei den ersten Insatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie streitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen, war Gelasius, als sogenannter Rebell, auf dem Blutgerüste gestorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat

der Teufel zum Delinquenten, und flüsterte ihm ins Ohr: wenn er sich ihm verschreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelasius hatte keine Zeit zu überlegen und sagte ja. Hätte er sich besinnen können, würde er sicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Todten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt, und Gelasius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tausend Jahren, lebt Gelasius unter dem Namen Gelasius Grabe, als Stadtsekretair, im Norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschen-Seele muß doch wenig mehr seyn, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsekretär erscheint den Kreuzburgern als ein siebenzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig, und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen... Es ist Nacht. Der Nachtwächter singt vor Gelasius Hause ein mystisch-kabalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Unsre Glock hat zehn geschlagen —
Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er ſingt; aber es iſt Verſtand im Liede. Null iſt nichts und Eins iſt wenig — weil das monarchiſche Eins, ſich die übrigen Neun, als Rundbauch angefüttert, und ſie zur Null gemacht. Ständen alle zehn ſelbſtſtändig neben einander, dann wäre Eins viel und die zehn bildeten mehr, als tauſend Millionen... Wir treten in Gelaſius Studierſtube. Er philoſophirt, ſpricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Fauſtirt. Da ſchlägt es Mitternacht und der Teufel erſcheint; denn der tauſendjährige Vertrag iſt gerade abgelaufen. Als aber der Teufel ſeine Waare ſieht, denkt er vermuthlich, ſie ſey der Fracht nicht werth, giebt Gelaſius frei, und ſagt ihm freundſchaftlich: es ſey gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einſt freiwillig zur Hölle fahren. Gelaſius beginnt eine neue Laufbahn und ſo hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abſtreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelaſius Grabe Leben und Schickſale, in ſechs Kapiteln. Die Schickſale werden aber nicht erzählt, ſie erzählen ſich ſelbſt, ſie treten dramatiſch auf.

Erſtes Kapitel. Darin ſagt Gelaſius unter Andern:

Der Saame, den ich einſt für's deutſche Wohl
An jenes Karls allmächt'gen Throne ſä'te,
Er muß erwachſen muß erblühet ſeyn.

Ich bin's gewiß; auch ſelbſt dem fernſten Norden,
Ihm iſt ein läng'rer Tag zu Theil geworden.

Selig ſind, die da glauben! Mit dem Norden hat es ſeine Richtigkeit... ſo ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweites Kapitel. Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geſchwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf ſchlechte Chauſſeen, ſchlechtes Forſtweſen, Mauthen, Unreinlichkeit der Straßen, Bauweſen, auf die Köpfe aller Deutſchen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel ſizt auf dem Felſenthrone, und ruft die böſen Geiſter herbei, ſich um den Preis für die höchſte Schandthat zu bewerben. Es erſcheinen: Krieg, Wolluſt, Eitelkeit, Aberglaube und Prieſtertrug. Leztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können ſich glücklich ſchätzen, daß größere Künſtler als ſie, zu ſtolz geweſen, an den Olympiſchen Kinderſpielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulweſen und Mehreres. Ein Lohnlakei ſpricht:

Ja, tränk' der Deutſche ſtatt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um Etwas beſſer ſeyn;
Doch der Kartoffelſtoff, die Hopfengährung
Erzeugen nie des freien Geiſt's Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer eſſen Kartoffeln, und die Italiener trinken herrlichen Wein und eſſen keine Kartoffeln, ſondern Macaroni vom feinſten Mehle! ... Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechſtes Kapitel. Gelaſius im Gefängniſſe der Stadt Judaea nova. Es hätte eben ſo gut heißen können: ſizt gefangen in Europa. Mehr geographiſche Genauigkeit wäre zu wünſchen.

Dieſes Buch kann manchen Hunger ſtillen; doch laben, doch erquicken wird es keinen. Der Verfaſſer war zu ängſtlich. Den deutſchen Schriftſtellern ergeht es jezt oft, wie jenem jungen Offizier in ſeiner erſten Schlacht, der ſich tödtete aus Todesfurcht — ſie zenſiren ſich ſelbſt aus Furcht vor der Zenſur. Es iſt eine unſelige Schwäche! Fremde Beſchränkung feſſelt den Geiſt, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter ſo betrübt iſt. Er kämpft nicht ſiegesfroh, wie einer der das Recht beſizt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und ſtarben. Noch auf dem Scheiterhaufen ſangen ſie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt,

verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix stieg die Wahrheit aus der Asche empor und flog mit glänzendem Gefieder, dem kommenden Geschlecht entgegen. Du aber, grauer Gelasius, was soll ich dir sagen? Du bist so alt und noch so unerfahren, hast tausend Jahre gelebt und klagst noch? Jede Zeit hat ihre Kruste; jede Zeit, so lange sie frisch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, ist sie hart und trocken durch und durch, und essen müssen wir sie, sie erweichend mit unsern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorsehung ist eine sparsame Wirthin, sie schaft keine frische Zeit herbei, so lange von der altbackenenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt geſchrieben. Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß ſeiner bewundernswürdigen Reiſen ſeit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Franzöſiſchen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer läſterlich geſchienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Verſöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, ſo furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endloſem Jammer verflucht. Der jüdiſche Schuhmacher Ahasverus, war wie alle Juden und ſitzenden Handwerker, furchtſamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus, nicht in den Verdacht demagogiſcher Umtriebe zu kommen, hatte er ſein Mitleid verſchloſſen, und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrſchaft gehandelt, wie

er gethan. So dachte ich; und darum freute es mich eben so sehr als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfasser dieses Buches, von seinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht so unglücklich ist, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verstande und ziemlicher Billigkeit verursachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit ansehen zu müssen, ohne jene heilen, und diese bestrafen zu können. «Ich bin ein Israelit — sagt der Herr ewige Jude im Anfange seiner Beschreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre drei und dreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jerusalem verlassen und bin seitdem unaufhörlich gereist und muß noch bis zum Ende der Welt reisen. Das ist mein Loos; das der unwiderrufliche Beschluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jerusalem verließ. Ich zählte damals fünf und vierzig Jahre und bin seitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich esse und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich schlafe nie; ich bin nicht müde; ich verstehe und rede alle Sprachen.» Da hört man es!

Iſt der Mann unglücklich zu nennen, den die beſten Jahre nie verlaſſen, der nie Hunger und immer Eßluſt hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Wittwe hinterläßt; der ſich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einſchläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen verſteht, ſich keiner ſchlechten Ueberſetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann ſo viel er will, da man ihn nicht einſperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein ſolcher Menſch iſt glücklich zu nennen, und gar mancher würde mit ihm tauſchen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden ſeine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert ſich nie, Andere ſelten. Sein Werk iſt ſehr zu empfehlen, beſonders dem weiblichen Geſchlechte, das bei Männern und Geſchichten am meiſten angezogen wird von dem was äuſſerlich erſcheint und in die Sinne fällt — von Geſtalt, Geſichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem demjenigen was von der Perſonalbeſchreibung eines Zeitgeiſtes in den Paß geſezt würde, wenn ſich der Geiſt der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das ſchmackhafteſte aus der Geſchichte ſeiner Zeit, das heißt der lezten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zuſammengeleſen, ſo daß ſein Werk eine Bonbon-

niere voll hiſtoriſcher Bonbons zu nennen iſt, oder um mit Mozin und Heyſe reines Deutſch zu ſprechen: eine Gutchenbüchſe, angefüllt mit geſchichtlichen Süßbrödchen. Das artige Buch wird ſich ſchon ſelbſt empfehlen.

XVIII.

Irländiſche Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Engliſchen. Zwei Bändchen. Breslau, bei Max. 1826.

Stille und anſpruchsloſe Erzählungen, die ihren Leſer, ohne Eigennutz, auf dem kürzeſten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen ſuchen. Die Dichtung hat ſie nicht geſchmückt, ſie tragen alle die geſunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weiſe bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter ſeinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne ſpiegelt ſich in einem Glaſe Waſſer, wie im Ozean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigſten Strohdächern, und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt.

Irland, das unglückliche Stiefkind der engliſchen Regierung, leidet nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, ſondern auch durch die, welche man ihm gelaſſen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes, finden keine wohlthätigen Schranken, die erſte Uebertretung führt ohne Hinderniß zur lezten, leiſes Murren ſpringt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Geſetze umſchließt, iſt hinter dem Blutgerüſte aufgeführt. Kann auch eine Erſcheinung an die wir ſo ſehr gewöhnt, uns nicht mehr erſchrecken, ſo wird doch keine Gewohnheit die Trauer ſtumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einſt den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen, ihres Glaubens Willen der Freiheit zu berauben, und dieſes plözlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß dieſe Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben ſo ſchnell wieder gut zu machen, ſondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einſt, als ſie die Ungerechtigkeit beging, löblicher geweſen wäre. Dazu geſellt ſich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das äuſſerſte getrieben. Dieſes alte Geſchwür alter Staaten, ſucht man jezt in dem neuen und geſunden Frankreich, durch Reizmittel künſtlich hervorzubringen, um die Franzoſen monarchiſch zu

machen. Auch daß die großen Irländischen Gutsbesitzer in den Hauptstädten wohnen, und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit solchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entschädiget uns für den Kunstwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gastfreundlichkeit und andere gesellige Tugenden der Irländer, lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt sich über diese Lichtseite seiner Gemälde, wie folgt aus: «So seltsam es auch immer klingen mag, so ist es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumschränkte Herrschergewalt, unter den Menschen ein Glück der Geselligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfassung leben. Das Volk in Irland ist durch den äussern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und sah sich daher genöthigt, im gegenseitigen Umgange einen Ersatz für alle die Lebensgenüsse zu suchen, die ihnen durch das Gesetz versagt worden. Sie kommen daher häufiger zusammen und pflegen Geselligkeit, um unter gesellschaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältnisse zu vergessen und jeden Kummer zu verscheuchen; und daher entsteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigsten Mangel und

jene gute Laune ſelbſt noch beim Anblicke des Todes.» Der Erzähler hätte ſich kürzer ausdrücken können: Der Despotismus hat ſeine Winterfreuden.

XIX.

1. Résumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la revolution de l'ile de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris. 1823.

2. Resumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours. Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camps. Paris. 1823.

Es iſt gar nicht leicht, eine Geſchichte Spaniens gut zu ſchreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter, und zugleich ein geſchickter Künſtler ſey. Einiger Mangel an Gelehrſamkeit, wäre dabei vielleicht nachzuſehen (was läge etwa daran, daß ſich ein Schriftſteller in der Chronologie der gothiſchen Könige verwirrte?) aber Mangel an Kunſttalent würde eine ſpaniſche Geſchichte ſehr mangelhaft machen. Dieſe beſteht aus ſo mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verſtand zu überlegen iſt, wie ſie zu ordnen, welche

hervorzuſtellen, und welche in den Hintergrund zu bringen ſind. Licht und Schatten ſind wohl berechnet zu vertheilen, und man muß dem Geſchichtsgemälde Spaniens, die Einheit dramatiſch geben, die man ihn epiſch nicht geben kann. Spanien iſt ein hiſtoriſches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Geſichtspuncte aus, gar nicht überſehen kann. Man muß es aus der Vogelperſpective betrachten, und ſich ſo hoch ſtellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geſchichte Spaniens eignet ſich durchaus nicht zu einer iſolirten Darſtellung, und der Schriftſteller der ſie ſo behandelte, hätte unverſtändig ein unverſtändliches Werk gemacht. Das iſt aber vielen geſchehen, und darum entſezten ſie ſich, ſo oft ſie der Inquiſition begegneten, und waren ſie vorher noch ſo ruhig und klar, überfiel ſie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen, und ſie wußten nicht mehr was ſie ſahen, noch was ſie ſprachen. Aber ein Geſchichtſchreiber darf nicht erſchrecken, er darf nicht furchtſam ſeyn; er darf auch nicht, ſo wenig als ein Anatom, Eckel haben. Die Inquiſition zu verwünſchen, in hausbackener Entrüſtung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt ſeyn; aber ein Geſchichtſchreiber ſoll kein Familienvater ſeyn, er ſoll keine häuslichen, keine geographiſchen Gefühle, er darf nur

kosmopolitiſche und religiöſe haben. Die europäiſche Menſchheit wird einſt Spanien vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch nichts hinzu, und hätte ſie ihm auch nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geiſt der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa vieles an Spanien, ſo hat Spanien alles ſeiner Inquiſition zu verdanken. Ein Volk lebt nur ſo lange es von einem herrſchenden Gefühle beſeelt wird, und ein Volk iſt nur ſcheintodt, ſo lange ihm das Herz noch ſchlägt, und ſchlüge es noch ſo leiſe. Die ſo gering geachteten Juden, ob ſie zwar zerſtreut ſind, leben dennoch viel mehr, als manche zuſammengebundenen chriſtlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausſchreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen. Das ſpaniſche Volk wurde immer von einer Idee beſeelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom, ſtritt es für ſeine Freiheit. Dann wurde es unterjocht, und lebte unter römiſchen Kaiſern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu ſagen pflegt. Doch ehe der heilſame Schmerz der Unterjochung ſich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahr-

hunderte für seinen Glauben. Diese wurden verjagt, und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenschwäche und Diplonasie gefallen; aber da erschien die Inquisition, und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch diese ward alterschwach, und nach dem Pyrenäischen Frieden, wollte statistisches Behagen Spanien überschleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur, die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren schon, kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquisition hat ihn geschlagen.

Nur drei Völker in Europa, haben in Mitte allgemeiner Erschlaffung, die Spannkraft ihres Geistes nicht verloren. Das sind: die schon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß sie sie aber nicht verloren, das haben sie nur dem Despotismus zu verdanken, der sie wach gehalten. Der schrecklichste Despotismus ist der gefährlichste nicht — das gefährlichste Gift ist die Aqua Tofana, die ohne Geruch und Geschmack ist. Die Katze Despotie ist gefährlich, denn sie schmeichelt und man traut ihr; die Löwin Despotie ist es nicht, denn sie droht und man weicht ihr aus. Wer stündlich seinen Kopf verlieren kann, verliert höchstens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber seines Kopfes sicher ist, ver-

liert das Herz. Unter den Mauriſchen Königen, war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich, war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas ſchlimmeres ſeyn können — ein Spital. Nichts liegt dem Despotismus näher, als Freiheit, und nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter, als die falſche, die halbe. Die Griechen hätten ſich nie ermannt, hätten ſie ſtatt unter einer rohen, unter einer eleganten Despotie gelebt, unter einer Regierung wie die — wie die Ludwig des Vierzehnten.

Zwei große Dinge ſind jezt im Werke: die Griechen werden Europa mit Aſien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, dieſe über die Meerenge von Gibraltar. Die Fluth wird die Brücke noch manchmal wegreißen, aber endlich wird ſie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Aſien oder Afrika überzugehen, oder die Türken und die Mauren herüber kommen zu laſſen. Solche dichteriſche Aengſte hat freilich die Diplomatie nicht, und dieſe lacht wohl jezt über den Berg der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich eine andere Zeit wird kommen, wo andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und ſie iſt ſehr nahe dieſe Zeit, nahe wenigſtens für

ſolche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennalitäten berechnen, und nicht wie die Pompadour ſagen: après moi le déluge!

Reden wir jezt von unſern Verfaſſern, die die ſpaniſche Geſchichte mit dem Storchſchnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wiſſenſchaftlichen Werth; aber daran liegt nichts. Was dem Schriftſteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leſer nicht immer zum Vortheile. Doch eine ſittliche Bedeutung haben ſie; ich ſage Bedeutung, ich ſage nicht, daß ſie einen ſittlichen Werth haben. Es iſt nämlich höchſt wichtig zu betrachten, wie man jezt in Frankreich die Geſchichte ſchreibt. Es iſt, als fiele es den Menſchen wie Schuppen von den Augen, und als erführen ſie erſt jezt alte Geſchichten, die ſchon vor tauſend Jahren geſchahen, und ſchon viele tauſend Male erzählt worden ſind. Sie vertreiben die Jeſuiten und ihre Lehren aus der Geſchichte, ſie demokratiſiren, liberaliſiren ſie, und haben es ſchon dahin gebracht (was für Franzoſen, welchen theatraliſcher Pomp über alles geht, viel iſt) die Römer in ihren glänzendſten Zeiten, nicht zu lieben. Kann nun ein ſolches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menſchheit ein Regal geweſen, ſo iſt doch zu rügen, daß ſie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren

die Vergangenheit auf eine ſolche Art, daß ſie ganz gut diejenigen parodiren, welche die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeſchickt, Anſichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin iſt ein junger Schriftſteller von großem Verdienſte. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der franzöſiſchen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrſchaft, die jene Lehren ſich errungen, ſicherſte Bürgſchaft iſt. Den Kampf der in Spanien ausgefochten — worden, werden die ſagen, die ſprechen und nicht denken; wird, werden die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: «la grande lutte entre l'autorité, et l'examen entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale.» Von Herrn Rabbe iſt nichts Böſes und wenig Gutes zu ſagen. Er ſchreibt klar, deutlich, auf herkömmlich franzöſiſche Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — «Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir;» kann ihm Spanien ſagen. Die Geſchichte Aragoniens in ihrem wichtigſten Zeitraume beſchreibt er, ſeiner merkwürdigen Stände wegen ethnographiſch, und daran that er wohl. Es iſt immer gut, die Freunde der Majorate und Pri-

mogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, ſo auch in Spanien, älter iſt, als Despotie, und die repräſentative Verfaſſung älter, als die Herrſchaft der Beichtväter. Nun iſt es freilich wahr, daß repräſentative Verfaſſungen, wie ein geiſtreicher Staatsmann ſich ausgedrückt, nichts anderes ſind, als maskirte Republiken; aber was ſoll man thun, wenn nichts übrig bleibt, als die Wahl zwiſchen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erſtere, und lernt eine Maske tragen — was ja ſo ſchwer nicht ſeyn ſoll. Mit den Aragoniſchen Ständen aber, verhielt es ſich, wie folgt. Sie bildeten ſich aus vier verſchiedenen Klaſſen. 1. Der hohe Adel. 2. Der Ritterſtand und der niedere Adel. 3. Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4. Die niedere Geiſtlichkeit. Kein Geſetz konnte in dieſer Verſammlung durchgehen, ohne die Einwilligung derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände, keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden ſchließen, noch Münzen ſchlagen oder ſie verändern. Sie hatten das Recht über alle Zweige der Verwaltung zu wachen, und alle Mißbräuche abzuſchaffen. Die, welche ſich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten ſich an die Stände um Recht zu fordern: dieſes aber

nicht als Bittende, ſondern im Tone freier Männer, welche die Bürgſchaft der Geſetze in Anſpruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-Oberrichter (justiza) den Vorſitz, und deſſen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieſer Groß-Oberrichter, auf einem Throne ſitzend, von den Notablen des Volks (riccos hombres), den Deputirten der Geiſtlichkeit und der Städte umgeben, ſah den König mit entblößtem Haupte ſich zu ſeinen Füßen werfen, um den ihm vorgeſchriebenen, ſo berühmten Eid auszuſprechen. Während dieſer Ceremonie hielt der Juſtiza dem Könige einen Degen auf die Bruſt, und ſagte ihm dann: Wir, die wir ſo viel gelten als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unſerm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unſere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Juſtiza, (deſſen Name, wie man ſieht, eine Art Perſonification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchſte Ausleger der Geſetze. Nicht blos die untern Richter, ſondern die Monarchen ſelbſt, waren in allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen, und ſich ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Beſitzungen ernannten. Er

konnte ohne Widerſpruch jede Streitſache vor ſich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten die Inſtruction fortzuſetzen, und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß führen, wo keiner ohne ſeine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu ſprechen. Er hatte eine gleich unbeſchränkte Macht über alle Verwaltungs- und Juſtizgegenſtände. Er übte ſogar Aufſicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht ſeine Proklamationen und Ordonnanzen zu unterſuchen, zu erklären, ob ſie den Geſetzen gemäß und auszuführen ſeyen. Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Miniſter des Königs zur Rechenſchaft ziehen, und ſie verabſchieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König ſelbſt vor die Stände-Verſammlung zu laden, und ihn abſetzen zu laſſen, wenn er ſeinen Eid gebrochen. Der Juſtiza ſelbſt, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeverſammlung, Rechenſchaft von ſeinen Handlungen ſchuldig. (Dieſe mißgeſtaltete repräſentative Verfaſſung, die dem Juſtiza eine größere Gewalt gab, als ſelbſt die römiſchen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entſtehen, wo man mehr die Kraft als den Verſtand der Freiheit hatte. Aber doch ſo viel geht daraus

hervor, daß die Spanier, nicht erſt vor drei Jahren, von dem verbotenen Apfel gegeſſen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterſcheidet ſich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieſer ſchrieb mehr für die ſogenannte gebildete Klaſſe; jener ſchreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzoſen ſtatt arme Teufel zu ſagen: hier aber wird die petite propriété des Geiſtes verſtanden. Wollte man in einer Bauernſchenke mit Beifall die Geſchichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen wie Herr Simonot gethan. Geſunder Menſchenverſtand herrſcht allerdings im Buche; aber es iſt eine ländliche Geſundheit, die ſich in ſonnenbraunen Wangen, einer ſtarken Bruſt, und in derben Fäuſten zeigt. Der Verfaſſer, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialiſch zu Werke, und verurtheilt die Helden der Geſchichte, ohne viele Umſtände nach Kriegsrecht. Es iſt merkwürdig, was dieſer Mann zu ſagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris nichts dabei wagt. Man erſieht doch daraus, daß ſelbſt die Macht der Ultra, ihr nec plus ultra hat. Dieſes Werk, wie auch das Andere, erſchienen als der franzöſiſche Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da ſagen denn beide Verfaſſer, ſie wollten über die neueſten Vorfälle ein kluges Stillſchweigen beobachten. Auch

ſchweigen ſie wirklich, ſo viel Franzoſen ſchweigen können — ſie kichern ſtark. Jezt werden andere kichern, und die Verfaſſer müſſen ſich mit dem Spruche Göthe's tröſten: «Was man in der Jugend wünſcht, erreicht man in Alter in Fülle» — Spanien aber hat von ſeiner früheſten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke, verdiente wohl in das Deutſche überſezt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutſchland die Geſchichten bearbeiten ſollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher ſind uns die Franzoſen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geiſtes iſt, thut es den Franzoſen Noth, ihren Geiſt zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutſchen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geiſt nicht überfließe.

XX.

Fortgeſezte Reiſe nach Hammelburg oder meine harten Schickſale im Kautzen-Land. München 1818, bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier giebt man uns einen deutſchen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erſt, dann iſt der Ernſt auch nicht mehr fern. Mit allen den Wäſſerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeſchliffenen Xenien unſerer Spötter zerbrachen faſt ſchon beim Federſchneiden, um wie viel weniger waren ſie zu Brodmeſſern oder gar Schlachtſchwertern zu gebrauchen. Deutſche und Unglückliche können auch witzig ſeyn, aber ſpaßhaft ſind nur frohe, freie und ſatte Menſchen. Dieſer liebe Reiſende nach Hammelburg hat den Muth ich zu ſagen, und das verſpricht ſchon etwas; denn was ließe ſich von jenen furchtſamen Menſchen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Geſellſchaft reden, weil ſie ſich nicht erkühnen,

die Verantwortung des Geſagten auf ſich allein zu nehmen? Er kitzelt unſere Zeit an ihren ſchwachen Seiten und macht ſie lachen. Wahrlich ſehr wohl gethan! Dieſe vortreffliche Art vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreiſen, damit ſie aufkomme und zur Sitte werde. Es iſt ohnedies nicht der üble Geſchmack der eine Arznei heilſam macht, ihre Wirkſamkeit beginnt ja erſt hinter dem Gaumen.

Was der Verfaſſer über Stände geſagt, das möge ihm Gott wegen ſeines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch beſſer Feudalſtände als gar keine! Um unſere Freiheit einzukeltern ſind uns zuvörderſt leere Fäſſer nöthig, und dazu wenigſtens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen, und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, sich bald in ihm fangend; aristokratischer Uebermuth dem Volke, und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Machtgewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; alles was die neuere Kriegskunst ausgebildetes hat, in Verbindung mit dem, was die ältere rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, stark gerüttelt, sich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend —

das ist der Stoff, der sich einem Geschichtschreiber der Schweizerischen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig schön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereignisse lernte er durch Reisen genau kennen, und er schildert ihn in einer Sprache, die nordische Kraft mit südlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten selbst, schöpfte er aus Zschokkes Werken, aus Planta, Possels Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er sich mündlicher Aufschlüsse des Generals Desolles, Moreaus Adjutanten, zu erfreuen. Ist es eine große Aufgabe jedes Geschichtschreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu schreiben, so hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöst: er hat gehaßt was hassenswürdig, geliebt was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenstande seine Neigung geändert. Er ist zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe, die Reihen für die er stritt, weil sie das Recht verließ, und geht mit diesem zum Feinde über. Er bleibt sich gleich in seiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt sogar nicht, was in Buonapartes Mediations-Akte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verständiges gewesen. Fast mit Leid sieht der Leser die-

ſen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes ſich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht ſündlich wäre, ſo wäre es die, mit der wir dieſes Lob ausſprechen. Es iſt eine wunderliche Zeit in der wir leben, und gar wunderliche Menſchen leben in ihr! Wie man ſonſt Tugend heuchelte, heuchelt man jezt Laſter; wie man ſonſt die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jezt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die ſchlimmere ſey, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entſchieden. Die Grundſätze der Servilität die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leſer weit ſtärker, als die welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Geſinnungen verbergen. Darin iſt eben die Schadenfreude mit der wir ſein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber ſpricht: mißdeutet mein Werk nicht, lieben Brüder, ich meine es ſo gut nicht, als es ſcheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verſtändiges, biederes und glückliches Volk hat ſeine Freiheit, ſeinen muthigen Sinn, ſeine Aufklärung,

ſeine Bürgertugend und ſein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer ſolchen, die nicht wie die franzöſiſche, in Greuel endlich ausartete, ſondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieſes Volk und ſeine Geſchichte preiſt Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer ſolchen Begeiſterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß ſein Herz einverſtanden iſt mit ſeiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie ſeiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er ſich ketzeriſchen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und ſpricht wie folgt.

«...Doch muß ich erklären, und meine Leſer werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorſtellung dieſes Werk mächtig beherrſcht: es iſt der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die ſie erleiden herabwürdigen, welchen Gewinnſt für Gewerbfleiß und politiſche Aufklärung ſie auch ſpäter daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, dieſe Idee überall einzumiſchen, doch ohne ſie je deutlich auszuſprechen....» Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, ſo theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menſchen, es iſt keine Idioſynkraſie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Re-

volutionen, wer das Fieber? Aber ſich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette iſt zu beſcheiden, wenn er nur auf Leſer rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts ſehen, als betäubenden Straßentumult, koſtſpieliges Fenſtereinſchlagen, und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Waſſer die Felder und Saaten des Landmanns überſchwemmen, wenn ſtürzende Lawinen ſein Weib und Kind erſchlagen: ſo iſt das die Schuld des Frühlings nicht, es iſt die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt, und Eis auf Eis gehäuft hat. Iſt darum ein ewiger Winter mit ſeiner Stabilität und dem ſtillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke, dem Frühling vorzuziehen? Die erſten Verbrechen der Freiheit, waren überall die lezten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette ſagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzoſe zu ſagen! Er wagt zu verkennen, daß ſeit der Revolution das ſittliche Leben der Franzoſen in Hütten und in Palläſten ſich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. ſittlicher iſt, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Britten und der Nord-

Amerikaner ſeit ihrer Revolution ſchlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker die ſie erlitten, entartete, das waren aber ſolche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römiſche Volk ſchlecht geworden. Spanien erlitt in den lezten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette ſelbſt ſoll entſcheiden, wann das ſpaniſche Volk kanibaliſcher gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbſte 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern ſelig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren ſucht. So hat er, wie er ſelbſt erklärt, Zſchokkes Werke viel benuzt, und nicht blos von den Thatſachen, die ihm dieſer freiſinnige Schriftſteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, ſondern er iſt auch, wie man auf hundert Seiten ſeines Buches wahrnimmt, den Anſichten und dem Geiſte Zſchokkes gefolgt. In der Luſtral-Vorrede aber ſagt er: «Ich muß erklären, daß die Anſichten des Herrn Zſchokkes von den meinigen ſehr abweichen.» Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfaſſer, wenn er, um den niedrigen Leidenſchaften ſeiner Partei zu ſchmeicheln, den

edlen Lafayette auf die gemeinſte Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Oberſten Weiß, der im Anfange der ſchweizeriſchen Revolution eine Rolle ſpielte, und ſagt: «Der Oberſt von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte... kriegeriſcher Schriftſteller und friedlicher General, und ganz ſo an die Spitze der ſchweizeriſchen Revolution geſtellt, wie der General Lafayette an der Spitze der franzöſiſchen ſtand, damit in beiden Ereigniſſen alles gleich ſey.» Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftſteller, und er ſchwiege in den Kammern, aber ein kriegeriſcher General — wie Berton einer war. Die kugelfeſten Geiſter der Revolution ſind ihnen ſehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern manches ſagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht iſt — ſo verſchweigt er auch manches, was er denkt aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand, geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg ſuchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, ſogleich verbirgt er das Licht, und geht im dunkeln weiter.

So ſagt er gegen das Ende ſeiner Geſchichte: «Der lezte Akt dieſes denkwürdigen Dramas, den wir noch zu ſchildern haben, wird uns mehr, als eine wichtige Lehre geben. Wir werden ſehen, daß durch eine jener ſonderbaren Verwicklungen, worin ſich der menſchliche Verſtand verliert, die ſonſt aller Orten beſiegte und unterdrückte Partei der Ariſtokratie, im Schooſe der älteſten Demokratien Europens, friſche Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, ſich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz faſt einen vollkommenen Sieg erlangt.» Es iſt offenbare Ironie, wenn ſich der Herr Verfaſſer verwundert anſtellt, daß die Schweizer-Ariſtokratie an dem republikaniſchen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihn nun zu zeigen, daß wir ſeine Ironie verſtanden, wollen wir ihm ſagen, was er dabei gedacht. Die Ariſtokratie iſt überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, ſie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Ariſtokratie beherrſcht wird (ſey es auch unter dem Namen eines Fürſten) wird in jedem Vertheidigungskriege beſiegt werden. Denn da ſtehende Heere ein Land nicht zu ſchützen vermögen, ſondern dieſes nur das Volk in Maſſe vermag, opfert die herrſchende Ariſtokratie lieber das Land auf, als daß ſie einen Widerſtand des Vol-

kes in Anſpruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert, und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine beſſere Herrſchergehülfen finden kann, als in der einheimiſchen Ariſtokratie, wird dieſe an Macht immer ſo viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte ſich Bern gegen die andringenden Franzoſen ſo unentſchloſſen und feige benommen, und darum hatte es, trotz ſeiner Schwäche, in dem Untergange der ſchweizeriſchen Freiheit, einen Zuwachs ſeiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette ſagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Scandal der Theilung Polens, werde ſich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Alſo wäre zu fürchten?... In ſolcher Gefahr müſſe die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. Que la Suisse sache donc respecter elle même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée, » iſt in großen Buchſtaben zu leſen. Dieſes quos ego! möge man ja nicht verſchmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntſchaften haben; er mag wiſſen, was er ſagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutschen Michels. Aus dem Französischen. Germanien 1819.

Schon die breite Quartform dieser Blätter, stellt malerisch den vierschrötigen deutschen Michel, und das «aus dem Französischen,» und das «Germanien,» seine Vorsicht und Preßfreiheit dar. Es ist närrisch, daß, wenn es heißt, «gedruckt in Germanien,» Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt ist; so sehr ist Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein ist gar nicht teleologisch, es hat keinen andern Zweck, als sich selbst, und ist so wenig rezensir- als hof-fähig, Ersch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermischten Schriften mischen. Der deutsche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber sehr angenehm und treuherzig. Der Idee Massenbach's, einen National-Pallast aufzuführen, worin alle deutschen Prinzen der

Hof-Erziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, dieſe lederne Wetterſcheide Nord- und Süd-Deutſchlands, dieſes ſtille Land, voll unbewaffneter Neutralität, dieſer Kaſtrat mit der ſchönſten Fiſtelſtimme, in den vierſtimmigen Geſangſtücken der Bundesverſammlung, zum Bauplatze angewieſen. Alle Lehrer, die an dieſer Fürſtenſchule angeſtellt werden, müßten ſich als Anhänger der Legitimität legitimiren, doch werden die «liberalen Huſaren,» die ſich in Göttingen ſo erſprießlich gezeigt, nicht zurückgewieſen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Urſache.

XXIII.

Islaor, oder der christliche Barde. Gallische Novelle von N. A. von Salvandy, verdeutscht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erscheinen dürfen, oder nur verschleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchem sie dem Verbote und zugleich der Strafe für dessen Uebertretung entgehen. Daher jene tausend Märchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürsten schmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geist zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hülfe, und wir werden unsere tausend und eine Nacht bald vollzählig haben. Das muß man wissen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verstehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandys und den Verfasser selbst nicht zu mißdeu-

ten. Dieſer achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand, wollte den ſchrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion, ſchildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römiſchen Kaiſers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen geſcholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich geprießen. Salvandy wußte ſich von dem böſen Willen Voltaires frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthume der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn ſo weit abſtehende Zeiten eine Vergleichung zu laſſen, verband römiſche Kraft mit griechiſcher Anmuth, er war ein Held und ein Weiſer: aber er regierte und ſtarb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling, mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hoch ſtellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens, als die erſte aller Tugenden prieß. Julian verkannte das Chriſtenthum, weil er ſeine Zeit und die Menſchheit nicht verſtanden, an deren Spitze er war. Das Chriſtenthum war als das Heil einer kranken Welt, erſchienen und Julian, die Hülfe welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels anſehend, glaubte die Krankheit zu ent-

fernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er sich vergangen; aber was nur ein Verbrechen seines Geistes war, hat Salvandy als ein Verbrechen seines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfassers zu mildern, denken wir, er habe es geflissentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten, oder zu schweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu seyn: er wählte das erstere und tadelte einen Fürsten, vor dessen Rache er sicher war.

Zu jener Zeit als Julian das Christenthum verspottete, seine Diener aber, wie solches immer geschieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters schmeichlend und sie vergiftend die Christen grausam und blutig verfolgten, lebten in Gallien, an der Küste der Normandie, Islaor ein Krieger und Armina, seine Geliebte. Beide dem Christenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und starben sie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertode, erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tausend und tausend Mal um Entschuldigung, daß er sich die sehr große Freiheit genommen, das Wort exalté, als Substantiv zu gebrauchen, ob es zwar seit dem Entstehen der französischen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er sieht seinen Fehler ein; sagt aber, man habe diesen Fehler schon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjective substantivirt, ohne daß dieses bestraft worden wäre. Wir Deutschen verzeihen diese kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn

Picard; hätte er ſich nur ſonſt brav aufgeführt! Aber Himmel! was franzöſiſche Akademiker ſpaßhaft ſeyn können! Was ſie Allotria treiben! Deutſche ſind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergeſſend, ſich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablaſſend. Und ſtünden ſie am erſten Mai auf der Terraſſe von Iſola Madre, und ſprächen ſie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrichs: ſie ſprächen immer von der Analyſis des Unendlichen, von Babyloniſchen Keilſchriften oder andern offiziellen Dingen. Romane ſchreiben ſie nie. Warum aber ſollte ein Akademiker keinen Roman ſchreiben dürfen? Nur muß er gut ſeyn, und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutſcher Leihbibliotheken ihn überſetzen, dann würde er die Leſer, ſeinen Verleger und ſich ſelbſt betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatiſcher Dichter, ein Mann von ſechszig Jahren, ein gebohrner Pariſer, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein ſolcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht beſſer zu behandeln verſtand, iſt ein wahres Wunder. Man ſollte glauben er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu ſchreiben.

Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geschrieben! Dieser Verfall des Geistes ist natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jezt ist sie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die schönen Augen seiner eigenen Frau schön besungen. Wer sich auf Menschen und Dinge nur etwas versteht, wird es dem Buche schon an der Stirne ansehen, daß sein Inneres nicht gut ist. Der Titel ist das Kains-Zeichen. Es kann wohl ein Mensch in verschiedenen Verhältnissen verschiedener Zeiten, den Schwärmer spielen; aber es ernstlich seyn, das kann er nicht. Es ist nicht möglich, daß einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon sich exaltiren konnte, um so weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entsprungen, in reiferem Alter sich verlieren mußte. Herr Gabriel Desodry ist weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und als er eben die Weihe bekommen sollte, läßt er den fungirenden Bischof in der Kirche stehen, und tritt in die Welt zurück, um sein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant, und darauf ein kaiserlicher Höfling.

Endlich ſtirbt Herr Gabriel Deſodry eines langweiligen proſaiſchen Todes. Bei einem Hof-Feſte nämlich, das Kaiſer Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Deſodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte, und in ſeidenen Strümpfen, einer komiſchen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet ſich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungen-Entzündung, und ſtirbt, nach der Fieber-Ordnung am vierzehnten Tage. Ein ſo exaltirter Menſch, hätte ſich um keine kritiſche Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette ſterben ſollen, ſondern beim Rückzuge über die Berezina, wo ſeine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantiſche Philoſophie hatte ſich Deſodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München, und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philoſophiſcher Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantiſchen Philoſophie, und machte unter dem Eſſen den Gabriel Deſodry mit den Geheimniſſen des Abſoluten bekannt: «Bientôt il se passionna pour l'Absolu.» Deſodry, ſich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutſche Univerſität. Herr Picard malt die deutſche Univerſität nach der Na-

tur. Eine Universität ist nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Professoren wohnen. Der Hof des Gebäudes ist mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel spielen. Desodry geht zum Rektor Müller. Diesen findet er mit seiner Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauscht sich in Bier und nöthigt den Fuchs Desodry mit ihm zu trinken. Unter Professor Tilmans Leitung studiert der Franzos die Kantische Philosophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel, ein schönes Frauenzimmer, unter Blumen und Lämmern romantisch hingelagert. Es war die Romantische eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Desodry, macht ihre Bekanntschaft, sentimentalisirt, philosophirt mit ihr, verliebt sich in sie, findet Gegenliebe und ist nahe daran sie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Professor Tilman sein glücklicher Nebenbuhler ist, und der Betrogene ruft aus: « Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu? » Allzustrenger Herr Picard! Führte das Absolute zu nichts schlimmern, als zu einer schönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das Absolute gar eine so

ſchlimme Sache nicht. Aber das Abſolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

XXV.

Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824. Von F. C. H. L. Pouqueville, ehemaligem General-Conſul von Frankreich bei Ali Paſcha von Janina. Teutſch, herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Profeſſor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine ſchlafloſe Stunde macht — denn wir vertrauen feſt, auf Gott, Newton und das Gravitationsſyſtem, daß ſie die europäiſche Menſchheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen laſſen — wir wünſchen den Griechen Sieg und Heil, und den Türken ſchmählichen Untergang, und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in Wien, in ſeinem in Wien erſchienenen

Werke: «des Osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung,» diese Staatsverfassung und diese Staatsverwaltung hochgepriesen hat. Ist Freiheit das unersetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert als das griechische? Brauchte Freiheit erst verdient zu werden, wer hätte sie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten sind von ihnen geschehen, daß die ihrer Vorfahren, mit all dem Schmucke den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblassen und unansehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott stand an ihrer Spitze, der unbestechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der List, nicht mit der Schmeichelei sich abfindet. Wie sie mit den mahometanischen Türken fertig geworden, werden sie es auch mit den andern werden. Und würden sie es nicht, ginge der lezte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; sie ginge nicht verloren. Für die Habsucht und Herrschbegierde einzelner, wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergossen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes Saamenkorn in weit entfernte wüste Länder, und befruchtet sie — so die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geſchichtſchreiber der Griechen zu ſeyn. Durchdrungen vom Geiſte der alten Zeit, und angeeckelt von der Seelenloſigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er verſteht ſich auf die Freiheit, denn er war in der beſten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als franzöſiſcher General-Conſul in der Nähe Ali Paſcha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann war, und daß er es geweſen. Pouqueville hat aber den Ali Paſcha zu ſehr mit europäiſchen Augen angeſehen. Dieſer war ein Naturtyrann, mit dem ſich nicht rechten, mit dem ſich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch ſeine guten Seiten. Es iſt wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab ſein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Geſetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, ſprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität, und nahm alle Verantwortlichkeit auf ſich allein. Er betrog nur die Menſchen, aber den Himmel ſuchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit, und ließ ſeine beſtimmten Schlachtopfer, ehe er ſie abthat, nicht Jahre lang von Polizei wegen proviſoriſch ſchmachten, bis aus andern Welttheilen alle exotiſchen Beweiſe der Schuld

herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, seine Tyrannei überschritt nicht die Gränze seines Landes. Wo seine Grausamkeit, seine Habsucht und Herrschbegierde endigten, da hörten auch seine Uebelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er keinem Wehe gethan. Er gab seinen Söhnen eine gute christlich-europäische Erziehung. Aus einer Aeusserung eines seiner Söhne, Muktar's, ergiebt sich dieses deutlich genug. Als man ihm einst bei einer gewissen Veranlassung das Journal de l'Empire übersetzen mußte, wo er, wie seine Familie, etwas stark mitgenommen war, brach er in Verwünschungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst aus, die er Voltaire zuschrieb. »Nur wir Pascha's, rief er, sollten lesen und schreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen lassen, und fände ich Jemand der mehr wüßte als ich, so müßte er ebenfalls sterben.« Verwünschen wir den Vater eines solchen Sohns schon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Pascha ihre Freiheit verdanken, möge seine Asche in Frieden ruhen.

Pouqueville macht uns auch mit Ypsilanti bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterlist zu werden, und dem das

Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Bruſt getragen. Dann lernen wir die Hetäriſten kennen, deren Seïden, die heilige Schaar genannt, nur zu ſterben, aber nicht zu ſiegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verſchwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünſche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif ſind, da bedarf es keiner Verſchwörung, wo dieſes nicht iſt, nüzt ſie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu ſtürzen, dann wird ſie nur eine neue an dieſe Stelle ſetzen, weil jeder geheimen Verbindung ariſtokratiſche Verderbniß inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes beſteht nur in der perſönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in ſeinem Lebenskreiſe, und überlaſſe das übrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorſehung dafür preiſen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ipſilanti noch der Brüderſchaft der Hetäriſten ſeine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouquevilles Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müſſen wir, das was er verſchwiegen, ſo zu leſen wiſſen, wie das was er geſagt. In dieſer

Zeit des Druckes ſind Worte Wegweiſer zu Gedanken, die der Verſtändige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte ſpricht, ſagt er unter andern: «Aber jene im Finſtern thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unabläſſig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede ſittliche Erhebung, jeden edlern Aufſchwung, jede Feſtigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und ſomit jede Hervorbringung des wahrhaften Chriſtenthums zu vernichten ſtrebt, weil ihre Genoſſen, ſelbſt keines ſittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines ächtchriſtlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner ächtmenſchlichen Begeiſterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür ſich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig ſind, und daher mit vollem Rechte in alle dieſem den gefährlichſten unbezwinglichſten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — dieſe Gegenmacht blieb auch hier nicht unthätig.» So iſt es, und ſchlimm, daß es ſo iſt! Die Führer der Menſchheit legen ihr Hemmketten an, ſo oft ſie bergauf geht; niederwärts aber überlaſſen ſie ſie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt ſind ſie mit Spa-

nien. Sie ſagen: es ſey freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber ſie hätten doch wenigſtens «das Prinzip gerettet.» Man braucht Pouquevilles Werk nicht erſt zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr iſt jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde leſen, die Deutſchen zumal werden es verſchlingen; denn dieſe haben mehr Zeit als Engländer und Franzoſen, ſich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutſche wie Affen, wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe ſie zuknacken. Sie ſpielen ſo lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber ſie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indeſſen haben ſie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen ſie auf den Kern. Dieſer Kern iſt das Leben, und die Schale das Buch. Man iſt den Deutſchen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geſchälte Nuß giebt, ſie lieben das Krachen. Iſt die Holzſchale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann ſind ſie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch ſind ſie am meiſten lüſtern, ſie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That ſchön lang, und freuen ſich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer ſie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, ſondern ſchreibe, und wer ſeines Erfolgs gewiſſer ſeyn will, der rezenſire. Aus dieſem Grunde habe ich einige Anſichten über

die verwetterte Judenſache, in Form einer Rezenſion eingekleidet, dieſe aber darum der ewige Jude überſchrieben, weil ich tauſendmal in meinem Leben, zu dieſem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, iſt das Wort Jude, der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältniſſe, aller Geſpräche, jeder Luſt und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdiſcher Handelsmann ſeine Zahlungen ein, ſo machen die Gerichte bekannt: Die jüdiſche Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingeſtellt. Iſt ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdiſcher Nation, Advokat jüdiſcher Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, ſo heißt es: ein Jude war's. Zeichnet ſich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann ſagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgeſinnten ſprechen: er mache ſeiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und beſtellt ſich einen Rock, ſo bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Iſaac habe ſich ein ähnliches Kleid machen laſſen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, ſo erzählt ihr der Gärtner, Frau Eſther habe ihm vor einigen Tagen einen Roſenſtock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann

hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengaſſen für jene Aus- und Einziehenden, und ſchwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdiſchen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den chriſtlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile ſind, und gar nicht an Juden denken, ſezt man ſich dort an eine Wirthstafel, und ein Reiſender aus Frankfurt ſizt unter den Gäſten, ſo kann man wetten, daß noch ehe das Rindfleiſch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Geſpräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, dieſe Narrheit ſchon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde ſich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: Der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich ſtecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen deſſen Theilen, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holſt. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg (459 Seiten.)

Der Verfaſſer ſagt in dem Vorworte: er hoffe, der deutſchen Literatur ein klaſſiſches Werk ge-

liefert zu haben. Dieſes uneigennützige Geſtändniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer ſolchen Aeuſſerung, das Bureau der deutſchen Klaſſiker in Carlsruhe nicht ſäumen werde, ſein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt verſichere, daß die Schrift ſeines Verlages durchaus nicht klaſſiſch ſey, und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünſchen, jenes gegen die Juden feindlich geſinnte Werk wäre in der Form eines ſaubern, mit Kupfern gezierten Taſchenbuches Gegenliebe und Freundſchaft, auf das Jahr 1821 erſchienen, damit es chriſtlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn dieſe hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen geſetzgebenden Männer günſtiger zu ſtimmen geſucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige ſich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Jugendfreunde wie alle Jugendfeinde auf, für die Sache, welche ſie hier und dort die Gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holſt zu leſen; aber ſo, daß ſie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos ſpielend, die Gän-

seblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne ins Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann todt. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem andern an den Kopf, und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen, im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfasser sich aus dem freien Felde zurückzieht, begiebt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedeckt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgiebt das Werk; man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verprovian-

tirt. Der Verfaſſer iſt ein rechtgläubiger Kameraliſt aus der baufälligen Schule des v. Juſti; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine ſchwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Chriſten ſeyn müßten, iſt ihm die höchſte Staatsweisheit. Wenn Geiſtloſigkeit aus Liebloſigkeit entſpringt, dann verzeihe ſie wer da wolle, meine Milde reicht nicht ſo weit.

Der Judenhaß iſt einer der pontiniſchen Sümpfe, welche das ſchöne Frühlingsland unſrer Freiheit verpeſten. Man ſieht die hoffnungsvollſten Freunde des Vaterlandes, mit bleichen Geſichtern krank umherwandeln. Der deutſche Geiſt wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutſche Gemüth keucht in feuchten Marſchländern. In unſerem Herzen iſt holländiſche Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es ſo iſt; denn nicht der Geiſt, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden iſt auch der Wetzſtein, an dem jeder ſtumpfe Sinn ſich ſcharf zu ſchleifen, und jeder ſcharfe ſich abzuziehen geſucht; aber der Stein iſt zu hart, die ſcharfen Geiſter haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen ſie nicht auszuwetzen vermocht. In dieſem Streite der Meinungen wird wie immer, die Zeit ſiegen —

und die Liebe behält immer Recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten, mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesezt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb mit welchem selbstgeschaffne Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des leztern darf man sich freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos seyn kann, ohne zugleich sittenlos zu seyn. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind kantirt — ich meine nicht candirt (überzuckert), sondern in Art und Weise des Kant, wobei die reine Vernunft so lange kritisirt wird, bis ihr kein weisser Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holst im Zusammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in seinem

Hauſe gar nicht zu recht finden, und werde darum nur bald an dieſe bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, ſollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verſtanden, ſo verſpreche ich gleich jezt, ihm darin nicht zu widerſprechen.

Sein Buch iſt eigentlich kein practiſches, ſondern ein metaphyſiſches Hep Hep; denn die Deutſchen pflanzen ihre Grundſätze lieber durch Saamen als durch Setzlinge fort. Die Schrift iſt eine Schlange, die ſich ſelbſt in den Schwanz beißt, keinen andern verwundet der Verfaſſer als ſich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum iſt ihm das feſte Land, woraus Blumen und Kräuter ſprießen, Vögel ſingen, Quellen murmeln, und harmloſe Schäfer ſchuldloſe Tage leben. Das Judenthum aber erſcheint ſeinem ſchwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfiſche rauben und heuchleriſche Krokodille betrügen. Es iſt ihm eine Kloacke voll ſtinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht als ſeiner Sache gut iſt; denn der unterirdiſche Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geſchaffen, ſie wurden ihm zugeführt. Der Verfaſſer ſpricht wie alle ſeine Vorgänger im Verfolgungs-Amte. Er

ſagt: Haß, Neid, Geiz, Habſucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottloſigkeit und alle übrigen Laſter wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menſchen unter ihnen, allein dieſe wären nicht als Juden anzuſehen, ſondern gleichſam als Chriſten. Auch ſey nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menſchlichen Geiſtes und Herzens auch unter den Chriſten anzutreffen wären, aber ſolche verworfene Menſchen wären keine Chriſten, ſie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch ſo ſprechen? Sie könnten ſagen: «Habſucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldſamkeit und die andern ungenannten Laſter haften auf den Chriſten. Es giebt wohl einige, die davon frei ſind, das ſind aber edle jüdiſche Seelen, und nicht als Chriſten anzuſehen. Auch unter uns giebt es Taugenichtſe, allein ſolche Ruchloſen verdienen den Namen Juden gar nicht, ſie ſind Chriſten.» Nun, wenn das nicht toll iſt, ſo ſperrt euere Narrenhäuſer weit auf, und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß ſie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftſteller werden. Wenn es euch Freude macht, ſo theilt immerhin die Menſchen in Schaafe und Böcke ein, und ſtellt die Einen rechts, die Andern links; wenn ihr aber erklärt: alle die rechts ſtehen, ſind Schaafe, und die links

ſtehen, Böcke — ſo iſt das ja entſetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menſchen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird unterſucht: «Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in beſonderer Beziehung auf Judenthum.» Man muß dem Verfaſſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ihm gelungen iſt, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrſcht, ſehr anſchaulich zu machen. Seine Gedanken ſpielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhaſcht, ſo werden ſogleich dieſer die Augen verbunden, und ſie tappt eben ſo unwiſſend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zuſehen. Mein ſchwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffaſſen können. Vormals durften ſich die Juden keiner Pferde zum reiten bedienen; wollten ſie einen Degen tragen, ſo mußte es an der rechten Seite geſchehen; wollte ein reicher Jude mit vieren fahren, ſo ſollten die Pferde hintereinander geſpannt werden; bei Krankheiten mußten ſie in den Lazarethen die von Chriſten zubereiteten Speiſen genießen, ſo groß auch ihr Gräuel vor denſelben ſeyn mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte

eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuschlafen. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoral-Opiums zu verhindern, sollte die medizinische Polizei auch gegen Christen anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnort er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der vornehmste in jeder Judengemeinde dreimal im Jahre an den Kirchthüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besondern Leichen-Zoll erlegen; (den Griechen nachgeahmte Sitte — auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bei den Griechen das Geld den Todten, bei den Christen aber den lebendigen Schazmeistern in den Mund gesteckt wurde!) getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften, wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Acceptant war, sol-

chen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozeſſes fand ſchon dann ſtatt, wenn ein Chriſt einen andern einen Juden hieß, (unter ſolchen Umſtänden war wenigſtens dieſes Geſetz weiſe). Der edle Verfaſſer weißt mit gerührter Stimme auf dieſe guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Chriſten und Juden daraus Troſt ſchöpfen, und entnehmen mögen, wie der Geiſt des Menſchen vorſchreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie ſein Herz ſich immer mehr veredle, trotz des Beiſpiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben ſo lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude ſeines Glaubens wegen nicht Burgermeiſter werden konnte, als man es jezt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen ſeinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt, (ob er zwar den Satz auf ſeine Art anwendet) «es ſteht von unſerm ſogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tauſend Jahren auf daſſelbe zurückgeſehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äuſſerſt finſter ſah es noch in den mehrſten Köpfen damals aus.» Nach einigen tauſend Jahren? Herr Dr. Holſt hat große

Geduld! Was mich betrift, ſo hoffe ich, es noch zu erleben, daß man ſelbſt in keiner deutſch-engliſchen Colonial-Stadt ein aufrühriſches oder albernes Buch gegen die Juden wird ſchreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfaſſer, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollſtändiges Converſations-Lexikon aller gangbaren Spitzbübereien anſieht, begnügt ſich damit nicht, und ſpricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben könnten, wenn ſie wollten. Was, fragt er, würde daraus entſtanden ſeyn, wenn man die Juden mit den Chriſten völlig gleichgeſtellt hätte? Großer geometriſcher Jammer, antwortet er. «Ein jüdiſcher Bauer z. B. würde zu ſeinem chriſtlichen Nachbarn geſagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte ſind ſie ſich beweißlich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang, und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen.» Der Verfaſſer, wie man ſieht, iſt ein guter Feldmeſſer, und wäre bei Verfertigungen von Kataſtern und bei Friedensſchlüſſen gut zu gebrauchen, er

verſteht ſich auf Länge und Breite der Dinge beſſer, als auf ihre Tiefe.

Der erſte Abſchnitt enthält eine «allgemeine Ueberſicht der in den leztverfloſſenen Zeiten ſo zahlreich erſchienenen Schriften für's Judenthum, beſonders in Hinſicht derer, die von jüdiſchen Autoren abgefaßt worden.» Herr Dr. Holſt kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Chriſten für Juden geſchrieben, ſo ſagt er: es wären unſtreitig verkappte Juden geweſen; ſind aber die Schriftſteller Juden, dann ſagt er, ſie gehörten zur roheſten Klaſſe von Menſchen, und ſpricht von ihrer zügelloſen Kühnheit und beiſpielloſen Frechheit. Man muß geſtehen, daß es närriſche Käuze in der Welt giebt. Herr Dr. Holſt will die Juden todt ſchlagen, und wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen, wendet er ſich zum Kreiſe ſeiner Zuſchauer und ſpricht: Da ſehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beiſpiellos frech nenne; ſie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch ſo wenig den Kopf abſchlage, und mukſen! Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die erwähnten Judenſchriften macht, kann ich nicht beurtheilen; denn ich habe nur wenige der ſowohl für als gegen Juden erſchienenen Schriften geleſen. Ich habe ſie nicht geleſen, weil ich es

eben so lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier ist, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweisen zu wollen — beides machte mir Langeweile. Es geschieht auch meiner Abhandlung «für die Juden,» die in den Zeitschwingen steht, Erwähnung. Ich besitze zwar in diesem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber versichern, daß die mitgetheilten Auszüge entstellt sind. Ich soll gesagt haben: «Der Streit gegen die Juden, und der Streit gegen den Adel geht aus einer und derselben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll.» Und an einer andern Stelle: «Da die produzirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt; so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen.» In beiden Sätzen ist weder Sinn noch Ausdruck der Meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft gesprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Klasse gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem so hohen Grade thätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt

man aber nur ſolche Arbeiten productiv, bei deren Verrichtung man ſchwizt, ſo will ich, was ich leicht könnte, dieſe poröſe Anſicht jezt nicht beſtreiten; ſondern ich bemerke, daß die Juden allerdings ſtark transpiriren, theils weil ſie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den pſychiſchen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen ſich rühmen, im kritiſchen Dezember vorigen Jahrs mehr geſchwizt zu haben, als die meiſten Chriſten ſelbſt in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Ariſtokratie geſprochen haben. Die Handels-Ariſtokratie der Juden iſt ſo wenig vermeint als die Geburts-Ariſtokratie des Adels, ſie ſind beide wirklich vorhanden. Jene aber iſt kein Vorrecht der Juden, ſondern ein Zwang, da man ſie gewaltſam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Ariſtokratie des Adels aber iſt fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieſer verhält ſich zum Bürgerſtande, wie die chriſtliche Welt zur jüdiſchen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten, und uns Philiſter im Kothe zu gehen nöthigen —

*

eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeschmackt ist, als es ist: sie gelassen dulden.

Es ist komisch genug, zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen, und zu beweisen gesucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judensache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln, und in einem schmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechsel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie, von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judenthum ein atmosphärisches Gift sey, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin zu bemerken, die Luft sey doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht blos für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdisches Interesse zu vertheidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Thüre handeln dürfen, aber nicht an der andern; an

dieſer Thüre ſollen ſie mit dieſer Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und ſo wird der dicke Klotz des Unverſtandes, in tauſend Schwefelhölzer zerſpalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holſt iſt etwas beſſer, als dieſe meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hanſeſtädten. Er meint, dieſe hätten ihre eigene Natur, und es ſey Unſinn, zu denken, daß in den Bundesſtaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holſt kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesverſammlung iſt gewohnt, alles reiflich zu überlegen, und was ſie auch wegen der Juden beſchließen möge, ſie wird ſich nicht übereilen, und hanſeatiſcher Weisheit die Zeit laſſen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der beſcheidenen Vermuthung geſchrieben, daß es keiner leſen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfaſſer ſich ſelbſt ſo nahe treten, das Folgende zu äuſſern. Es iſt nämlich die Rede von der grauſamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grauſamkeiten. (Iſt nur allein der Körper verwund-

bar, und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden ſelbſt; denn aus dem Judenthume iſt ja das alte blutige Chriſtenthum entſprungen. Ich will ſeine eigenen Worte anführen: «In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weiſe dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entſtanden ſind, daß, dem Sinn und Geiſt des Stifters der chriſtlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen, und unglücklicher Weiſe, in jener finſtern Zeit, auf Chriſtenthum eingeimpft worden; ſo daß alle jene Gräuel urſprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Laſt fallen.» Das iſt ein wichtiges Geſtändniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß iſt dieſes Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerriſſen werden. Der Verfaſſer weiß ſelbſt nicht, welch' ein herrliches Wort er geſprochen; wie ein Kind findet er an der Muſchelſchale Wohlgefallen, und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abſchnitt betrachtet das Judenthum in religiöſer Hinſicht. Auch in dem, zum Theil anerkannt Wahren, was der

Verfaſſer hierüber ſagt, redet er gegen ſeine eigenen Zwecke. Denn indem er von der moſaiſchen Theokratie und von den rabbiniſchen Dogmen ſpricht, zeigt er, daß die Juden ſo wie ſie ſind, haben werden müſſen, und daß bei nun verſiegter Quelle nur noch ein ſtehendes Waſſer läſtig ſey, das man austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es iſt die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne ſtritten, wer mächtiger ſey. Da verſuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreißen — vergebens, je heftiger er wüthete, je feſter hüllte ſich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden ſind ſolche Wandrer, der Rabbinismus iſt ihr Mantel, der Sturmwind ſeyd Ihr, und die Sonne — hat jezt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abſchnitte wird das «Judenthum in moraliſcher Hinſicht ſowohl in als auſſer deſſen Heimath» betrachtet. Der Verfaſſer behauptet, die Juden wären ſchon im Lande Canaan Spitzbuben geweſen. Haben ſie etwa die dort fließende Milch gewäſſert, den dort fließenden Honig nach falſchem Maaße verkauft? Nein,

der Verfasser beweißt nichts; er zeigt blos, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger seyn können, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen können, und geht dabei eben so sinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur seines logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenhalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausiren ein Laster seyn soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen, und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts anders übrig, als in fremden Häusern häuslich zu seyn. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrift, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie schreiben zwar: «Ew. Edelgeboren geehrtes vom 13. habe empfangen» — «Sehr schönen geräuchten Lachs und frische Austern habe erhalten,» und lassen dabei

das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menſchlichen Herzens wiſſen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben, verſteckt iſt. Der Verfaſſer zeigt ſich als liebender Vater, indem er dafür ſorgt, daß nach ſeinem Tode kein einziger Jude dem Erbhaſſe ſeiner Kinder entzogen werde. Darum beſchließt er teſtamentariſch, daß ein Jude, ſelbſt wenn er Chriſt wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das iſt gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdiſches Blut bedürfe zu ſeiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erſt dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er ſich mit einer chriſtlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfaſſer ſchon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In ſein väterliches Haus ſey einſt ein Jude mit den Worten getreten: «Komme ich recht! Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an,» darauf habe der Jude einen Lotterie-Zettel aus der Taſche gezogen, und geſchworen: das Haus ſey ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen ſolle. Das war nun freilich eine unmenſch-

liche Grausamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnst gefallen; aber der wahre und gute Christ kennt die Rache nicht, und verzeiht seinen Feinden.

In dem vierten Abschnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinsicht, in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der Verfasser, die Juden hätten in keiner Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag seyn oder nicht seyn, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Rezensenten hep hep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich rathen, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: «Selbst Mendelssohn wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judenthum und Christenthum ver-

ſchmolzen hätte. Wenige mögen hierüber ſo urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!) Der vor vielen Jahren gepflogene r wiſſenſchaftliche r Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel ſehen: wie weit der Ideen-Umtauſch zwiſchen dieſen beiden Männern ſtatt fand; wie zutraulich Mendelsſohn unſerm Reimarus Aufſätze zur Prüfung vorlegte, und mit welchen Anmerkungen ſie von dieſem Manne begleitet worden ſind.» Da hört Ihr es mit euern eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: ſo oft der Verfaſſer einen Juden trift, von dem er geſtehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Menſch ſey, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Chriſtenthums, ſcheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelsſohn aus dem Umgange mit chriſtlichen Gelehrten gewonnen, ſchmälert das ſeinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, ſie wird erworben. Vielleicht iſt Herr Dr. Holſt reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müſſen; wir andern armen Teufel aber ſind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufſätze Mendelsſohns verbeſſert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbeſſern, wenn jener, um ſeine abweichenden Anſichten darzuſtellen, etwa Anmerkungen ge-

macht. Kann ein denkender Kopf seine Denkweise von einem andern regeln lassen, muß er nicht mit seinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holst mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, ist wohl zu glauben. Reimarus benuzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geschrieben. Aber von diesem Manne konnte er seinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Conversations-Lexikon sagt von ihm: «Er war ein Feind jeder Zwangsordnung, wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äussere beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medizinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden sollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion.

Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre.» Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwaage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen seyn!

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: «Judenthum im Geschäftsleben (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergiebige Quelle hinzusehen ist, woraus Judenthum sich einen immer höhern Vermögensstand, selbst Reichthümer zu verschaffen im Stande ist, und dadurch die Verhältnisse der Gesammttheile mehr und mehr zerrüttet.» Schon an den Pulsschlägen dieser pochenden Ueberschrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfasser über diese Gegenstände sprach. Judenthum ist ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er schreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensstand — selbst Reichthümer! — und warum nicht so gut als wir? Er sagt: «man sagt nicht zuviel, wenn man den gesammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet,» und geht dann mehrere Geschäftszweige durch, und zeigt, wie sie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die christ-

lichen Handelsleute beſſer machen? Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt: «keine menſchliche Weisheit iſt je vermögend, je im Stande, Maaßregeln zu erſinnen, ſie mögen noch ſo durchdacht, und geprüft ſeyn, wie ſie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten; er geſchehe mit Waaren oder mit Geld, noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen ſind, weil Juden dann die ſchlaue Politik ausüben, chriſtliche Häuſer darin mit zu verwickeln, um von dieſer Seite Schutz finden zu können; denn, die Wahrheit zu geſtehen, es fehlt nicht an Blutſaugern höherer Klaſſen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.» An einer andern Stelle äuſſert er: «Da, wo ein chriſtlicher Wucherer ſtatt findet, der die moraliſchen Grundſätze verläßt, in welchen er zum Unterſchied des Judenthums erzogen worden, tritt ein ſolcher nie ſelbſt auf, ſondern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das Geſchäft allein betreiben.» Aus dieſen wichtigen Geſtändniſſen folgt: 1. daß es auch chriſtliche Blutſauger giebt, die Wucher treiben; 2. daß der Wucher der Chriſten nicht beſtraft wird, denn die Juden glauben ſich geſchüzt, wenn ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen; 3. daß Chriſten die Juden zur Theilnahme

an Wuchergeschäften verleiten, weil sie sich nicht selbst herausstellen wollen; 4. und aus allem vorigen zusammengenommen, ergiebt sich, daß man nicht unterscheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung mit Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen giebt. Herr Dr. Holst hat dieses alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin wie er sich bei seinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — diese Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel — mir in der tiefsten Seele verhaßt ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen, mir entgegentreten. Aber ist diese Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Ist sie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, erhaltend zwar das Leben, weil sie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo sie abgesondert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs, und steckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer, als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Priester, die

Anbetung ſchaft den Götzen. Wirft Euern Abgott um, zerſtört ſeine Tempel — und die Fleiſchgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber ſeyd Sklaven des Handels, und nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr ſagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verſchwiſtert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu ſeyn, und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzuſtreichen, ſo iſt Eure Beſcheidenheit zu loben. Aber brüſtet Euch nicht mit erhabenen Geſinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt, als niedrige Habſucht und gemeine Sinnesluſt. Mögen die Juden haſſenswürdig ſeyn, aber Euch kommt es nicht zu, ſie zu haſſen. Eure Sache iſt noch lange nicht ſo ſchlecht, als ſie vertheidigt wird; denn es iſt der verdiente Fluch leidenſchaftlicher Verblendung, daß ſie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter ſprechen! Sie ſagen nicht, man ſolle die Juden aus dem Lande ſtoßen, ſie ſagen es nicht; denn ſie heucheln, ſie wollen nur, daß man ihren Handel beſchränke. Aber indem ſie auf dieſe Weiſe an der Wohlfahrt vieler tauſend Menſchen die

Zweige abſchneiden, nachdem ſie die Früchte geſchüttelt, wollen ſie auch den Stamm umhauen, und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, ſollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an, und verſchließt die Hausthüre, daß ſie ſich nicht retten — Ihr jagt ſie in die Schlacht, und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß ſie nicht umwenden können. Iſt das menſchlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Chriſten ſeyet, aber es iſt doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr chriſtliche Geſinnungen, die Ihr ſelbſt nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuſchvollen Mitte dieſes Buches, im Hauptquartier des Judenhaſſes angekommen war, gedachte ich zu ſpotten, und dem Verfaſſer zu ſagen: er möchte, ſo ſehr auch ſein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufſchlitzen, und ſich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen, ganz ſo gebildet und geordnet ſeyen, wie bei Chriſten, und dann ſolle er mir erklären, wo die Anweiſung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menſchen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu ſpitzen, die Wahrheit iſt ſchon ſpitz genug. Der Verfaſſer hat dafür geſorgt, daß ſeine Grund-

ſätze nicht karrikirt werden können. Er geht mit den jüdiſchen Leibern nicht beſſer um als mit den jüdiſchen Seelen. Der ſechſte Abſchnitt ſeines Buches betrachtet: «Judenthum in phyſiſcher Hinſicht.» Eine ſchöne freiwillige Beiſteuer zu Frank's mediziniſcher Polizei! Er erſchrickt gewaltig vor dem Anwachſe jüdiſcher Bevölkerung, und ſchreibt ſie dem häufigen Zwiebeleſſen der Juden zu. Er ſagt: ſie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, ſo berührten ſie doch «das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen» und dieſes nennten ſie ganz lächerlich «ſich gewaſchen haben.» Nach ſeiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäſcherinnen ein, und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naſchhaften Judenmädchens, ſo macht er, wie zierliche Redner ſagen, aus der Mücke einen Elephanten, und behauptet, das ſaubere Mädchen habe die Elephantiaſis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geſchieht, behauptet er, es ſey eine jüdiſche geweſen, und die Juden hätten alle die garſtige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II., und der römiſche Dictator Sylla geſtorben ſind. Aus dieſem Allem aber folgert er, man müße die Juden von den Straßen der Städte

mit einem neuen Beſen wegkehren, und ſie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultra's unſerer Zeit, hat Ariſtokratenſucht ſtark gefiebert, aber ſo heftig als der Verfaſſer hat noch keiner geraſt. Er meint, eine Judenhaut käme ſchon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der ſiebente Abſchnitt betrachtet «Judenthum in hiſtoriſcher Hinſicht» und ſpricht von den Quellen der ältern und neuern jüdiſchen Geſchichte. Dieſes Kapitel giebt weder Stoff noch Luſt zu Bemerkungen. Wo der Verfaſſer aufhört ſich ſelbſt zu parodiren, und die natürliche Art ſeines Geiſtes und Herzens hervortritt, wird er Meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend haſſen, oder eben ſo glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieſes Buches zu ſchwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfaſſer ſagt, ſeine Literatur-Sammlung von Judenſchriften gehe ſchon jezt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine ſchöne Blumenleſe von getrockneten Giftkräutern ſeyn!

Der achte Abſchnitt betrachtet: (dieſes häufige betrachtet, iſt nicht mein Wort, der Verfaſſer gebraucht es, und mit Recht; denn er beweißt nichts, er zeigt nur die Dinge, wie

er sie — eben betrachtet) «Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht, aus einem staatswissenschaftlichen Standpuncte.» Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertirt sey, und läßt sie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine schöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam, aber sicher die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jezt eine große Menge Tagereisen zurückgelegt. Sie sprächen: «Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum sollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?» Der Verfasser fährt fort: «Werden schon gegenwärtig weithinaussehende Aeusserungen gemacht; so wird es, bei höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum sollten dann uns Juden die Pforten der Für-

stenhäuser so ganz geschlossen seyn? Was könnte wenigstens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürst annähme, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde.» Die Wahrheit ist mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings sind unsere Juden, Fürsten schon sehr nahe, und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den lezten sieben Jahren seinen Garten mit vier angränzenden Morgen Feld arrondirt, und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte nichts übertreiben, und sich von seinem Hasse so sehr verblenden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Gränzen. Es giebt angeborne Gefühle des menschlichen Herzens, die auch der verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erz-Bösewichter genug, daß sie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren!

Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken!

Der Verfasser beschreibt ferner, die verschiedenen Diebsschlüssel, mit deren Hülfe das spitzbübische Judenthum die Pforten der Fürstenhäuser aufzuschließen gedenkt. Zuerst erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter versteht er den Verein derjenigen jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Carlsruhe und andern Orten, den von rabbinischen Alfanzereien entweihten Synagogen-Dienst verlassen haben, und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er sagt: «Der Tempel-Verein schreite mit Umsicht, mit Besonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beseitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsstrichen nicht eigen und überflüssig; so giebt es für das Judenthum mehr Proselyten in Einem Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Christenthum nicht gegeben hat.» Ich habe hierüber nichts weiter zu bemerken, als daß sich die Juden dieses sollen gesagt seyn lassen; man muß von seinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfasser, wie folgt, bezeichnet. Die Juden suchen sich die Redaction sehr vieler periodischen Blätter und Zeitschriften zu verschaffen; sie suchten sich Eingang bei Staats-

zeitungen zu eröffnen; sie suchten Zensoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums sind, zu Schutzschriften zu verleiten; sie bemühten sich durch Neu-Christen die Direction der Schauspiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Persiflage Preis zu geben. (Zu diesem Zwecke hätten sie sich besser an den Verfasser gewendet.) Endlich hätten sie auch in unsern Tagen den Versuch gemacht, sich in den Buchhandel «hineinzusetzen,» um eine völlige Herrschaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei «Jeden ein Schauder ergreifen» müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftsteller unter den Juden sich schon so weit geäussert: «Daß jüdische Consistorien in den verschiedenen Distrikten Deutschlands zu errichten sind; daß alle Consistorien ein Central-Consistorium, ein Concilium zu bilden haben; daß sodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geschehen könne; und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürst der Gefangenschaft wie ehemals) über alle Concilien sodann gesezt werde!... Ob nun hieraus je so ein Wesen als jüdischer Hoheprieſter (Pontifex maximus) dereinst daraus hervorgehen könne, der erst Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauch-

faß in der Hand haltend, weltlicher und geistlicher Herr werde und sey; stelle ich der Betrachtung anderer hin.» Man wird den Rücken wenden, und die Furcht des Verfassers stehen lassen. Er ist, wie jeder sieht, etwas hypochondrisch, und sieht alles durch einen schwarzen Schleier. Mit der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Judenthums, hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere giebt, mag der Hoheprieſter sein Schwert in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrift, so kann der Hoheprieſter räuchern so lang er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht, und dabei in den gegen Leztere gerichteten Vorwurf einstimmt, welcher heißt: «Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vortheilen, und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.» Was geht aus dieser Zusammenstellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sey sie auch so groß als behauptet wird, nicht

aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechtes an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Christenthums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der christlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit, die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, sondern Gewalt und Betrug unterstützt, wo sie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Christenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben?

Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jezt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches der Verfasser verfertigt, und sehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind sie schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätherische Freunde; morden, rauben, stehlen sie; kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielsucht; sind sie unhäuslich, träge, vertaumeln sie ihr Leben in Sinneslust? wenn sie das wären und thäten, dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen, sie nehmen 20 Prozente, sie messen knapp, wie Herr Dr. Holst behauptet, sie gewinnen auf 10 Ellen Waaren $^1/_8$ Elle, welches, wie der Verfasser nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Absatze von 10 Millionen Ellenwaaren, einen betrügerischen Gewinnst von 100000 Ellen machen — würde! (Man sieht, der Verfasser ist immer noch ein Anhänger der Conjunctive). Und das ist alles! Verworfene Juden sind nicht schlechtern Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind bessern Geistes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen; sie durchschauen die Heuchelei, und üben sie darum

nicht. Sie wandeln im Lichte, sie stehlen bei Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie thun das Böse, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschicklichkeit. Sie sind Erdenbürger, nicht Beisaßen eines schmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin sie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenschaften, aber nur große; sie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüsten, wobei man nicht lebt und nicht stirbt. Sie haben Blut, oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerichten Milchsaft, der in Schneckenseelen kriecht. Kurz: sie sind Fleisch oder Fisch; kürzer: sie sind keine Philister. O wehe über die Philister! Ein einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchlose. Sie morden nicht das Leben allein, sie morden die Freuden des Lebens. Das ist kein tüchtiger Dolchstoß, womit die Rache ihren Durst abfindet, das ist der Rüssel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Nase das Blut ausschlürft, und den gelassensten Menschen zur Verzweiflung bringt. Das ist kein starkes Fieber, das gesund oder todt macht, das ist ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das ist nicht Winterfrost, nicht Sommergluth, nicht Sturm,

nicht Zephyr, das ist das abgeschmackte naßkalte Herbstwetter, das verdrießlich an den Fenstern plätschert, und — friert man oder nicht, soll man einheitzen oder nicht? — man weiß es selbst nicht, und keift und schmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So sind die Philister, so seyd Ihr Judenhasser. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbst Eure Tugend ist ungefällig, sie ist schön gewachsen, hat aber Sommerflecken. Selbst Euer Recht ist ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, sondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn sie ist die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden ist fruchtlos, Ihr seyd nur mit eines Esels Kinnbacken zu schlagen, man muß selbst ein Philister seyn, um mit Euch fertig zu werden.

Professor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geschrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holst erwähnt dieses Buches, und bemerkt hierbei: «Es würde dem Verfasser der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts seit mehrern Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes seyn, sich weitläufig gegen die Herrn Lips, und alle diejenigen zu äussern, welche Menschenrechte und Civilrechte durchaus

nicht unterſcheiden, welche zwiſchen religiöſer und politiſcher Toleranz nicht den geringſten Unterſchied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verſchwendet werden.» Daß Herr Dr. Holſt die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er ſie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes ſey, ſich weitläufig gegen die Herren Lips zu äuſſern, iſt gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß ſich aber Menſchenrecht von Civilrecht, religiöſe von politiſcher Duldung ſo unterſcheiden ſolle, daß man Anſprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerſpreche ich. Ihr glaubt ſelbſt nicht an dieſen Grundſatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf iſt beſſer geworden, Ihr ſucht jezt was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil ſie es verdienen; Ihr haßt ſie, und ſucht ſo gut Ihr's könnt, zu beweiſen, daß ſie es verdienen, und Ihr haßt ſie, weil ſie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiſte nicht nachfolgen, und dieſer kehrt zu jenem zurück; um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr

Menschenrechte nennt, das sind nur Thierrechte: das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und diese wollt Ihr auch den Juden lassen. Die Bürgerrechte, diese allein sind Menschenrechte; denn der Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als Bürger geboren. Dieses ist der Grundsatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch nichts bedingt seyn, als durch die völlige Entwicklung der Geisteskraft, und diese muß als vorhanden angenommen werden, so bald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, so bald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Christen giebt es viele verlorne Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Klassen. Ihr macht ja so gern Klassen, und jauchzet, nur eine Stufe höher zu stehen, als ein Niedrigerer, solltet Ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein Höherer. Weil Ihr selbst Sklaven seyd, könnt Ihr Sklaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte frei-

lich sind keine Menschenrechte; denn sie sind unmenschliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schusterpfrieme, die Krämerelle, diese machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch ist Eure Toga, erst im Grabe bekommt Ihr Gemeinwesen; aber Eure Bürger sind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verrosteten Hochmuth Eures Stadt-Philisterthums, diesen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerstolz gegen Adelstolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er ist brüchig, er ist Euch auch zu schwer geworden; denn Ihr seyd die starken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöse Duldung wollt Ihr gegen Juden üben, und seit wann führt Ihr diese Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgültig geworden, seitdem Euch gleichgültig geworden ist, ob der Jude einen falschen oder wahren Gott anbete, seitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdischer Schacher den christlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren besser als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber sie thaten es um Gottes willen, freilich um des Gottes willen, den sie in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie Ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute ge-

opfert, und gelehrt hätten, man müße die Juden ſchlachten, damit ſie den Markt nicht verderben.

Der Verfaſſer ſpricht ein «Schlußwort, an das Judenthum ſelbſt gerichtet.» Er ſagt darin: «Meiner Geſinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich ſeyn, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob ſie deſſen Verfaſſer ebenfalls, höchſt ungerechter Weiſe, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, ſeine Abſicht ſo ganz und gar verkennend. Er haßt, und kann keine Juden haſſen, ſie gehören der geſammten Menſchheit an. Auch unter ihnen giebt es, wie unter allen Glaubensbekennern gute und achtungswerthe Menſchen. Dagegen aber ſteht das Rabbiniſche Judenthum, auf moſaiſche Theokratie ſich lehnend, nach ſorgfältigſt vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehäſſigkeit vor ſeinen Augen.» Es iſt brav, daß der Verfaſſer die Verkennung ſeiner Abſichten nicht ſcheut; wer für Wahrheit ſtreitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhaſſer anſehen; denn das iſt wirklich ſo ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es iſt deutſche Art, alles aus der Selbſtſucht herzuleiten. Weil die Deutſchen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede, als etwas

Häusliches beurtheilt; weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freier Berührung einen steifen Hals, und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen sie, das müße jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er alſo dennoch redet, müße er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Juden nicht haßt, sondern nur das Rabbinische Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das Rabbinische Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbinische Judenthum hat kein Auge zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleisch, das verwundet, keine Ehre, die verlezt werden kann; Ihr mögt es verfolgen, so viel Ihr Lust habt. Aber der wirkliche lebende Jude, hat Auge, Herz, Fleisch und Ehre, welche Menschlichkeit zu schonen gebietet. Ihr sagt, der Talmud sey ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge, und man müße sie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdischen Magenbeschwerden an? Führt der Rabbinismus seine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgesetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte, jene Albernheiten sind nicht so

gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eisenmenger, und von Euern Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jezt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden sich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holst gesteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menschen; er hat aber nicht gesagt, wie man diesen guten und achtungswerthen Menschen begegnen soll. Soll man sie etwa lieben und schätzen? Meint er das, dann hätte er sich auch damit begnügen sollen, die schlechten und verächtlichen Juden dem Hasse und der Verachtung, und sich nicht erlauben dürfen, sie auch dem Drucke der Staatsgesetze preiß zu geben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenschaft, worin man die übrigen halten soll, gefordert? Man nenne mir ein Gesetz, das zum Vortheile der Bessern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorschlag zu einem solchen Gesetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in passenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main

ſpricht man ſo gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beſchränken? Man hindert ſogar ihre geiſtige Thätigkeit, ſtatt ſie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdiſche Aerzte dürfen ihre Kunſt ausüben, und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt ſind, läßt man die Ueberzähligen einem weiſen Polizei-Geſetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man ſich entſchlöſſe, ein thörichtes Geſetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht, und einige jüdiſche Advokaten, die jezt dort ſind, dürfen keine Rechtshändel führen, und ſollten ſie darüber verhungern. Dieſe Ungerechtigkeit iſt um ſo größer, da jene Advokaten ſich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben, und alſo damals nicht vorher wiſſen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben ſich alle dem Schacher; und dennoch verhindert Ihr die geiſtige Entwicklung derer, die ſich vom Schacher losmachen? Ich laſſe mich nicht abweiſen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt ſagt mir, warum ſollen nur vier jü-

diſche Aerzte, warum ſollen gar keine Juden Advokaten ſeyn dürfen? Seyd ſo gut und antwortet mir. Schreiben die jüdiſchen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräiſcher Sprache? Heilen ſie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Teſtaments? Stellen ſie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdiſchen Advokaten die Inſtitutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten ſie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdiſcher Gelehrter Mitglied dieſes Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Muſeums für Kunſt und Wiſſenſchaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdiſchen Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, keinen jüdiſchen Gelehrten oder Künſtler auf? Ihr Herren der Frankfurter Leſegeſellſchaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch ſitzen, und den allgemeinen Anzeiger leſen? Ihr Herren von der Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künſte befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Caſino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet; denn Ihr ſeyd Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt, und, noch einmal ſey

es geſagt, ich laſſe mich nicht abweiſen und will Antwort haben. Wie! die Körperſchaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrtenverein, das Muſeum, die Leſegeſellſchaft, die Beförderer nützlicher Künſte, dieſe zuſammen bilden vielleicht tauſend Menſchen, welche alle die Feder zu führen geübt ſind, und nicht Einer ſollte aufſtehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen ſtraft, oder der beweißt, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, ſo tretet hervor, und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfaſſer ſagt: «Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf... nie von der Wohlfahrt der Geſammttheile getrennt werden.» Dieſes iſt ſehr wahr; aber wenn dieſes wahr iſt, ſo darf auch die Wohlfahrt der Geſammttheile, nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tauſend Menſchen aufopfern, um zehntauſenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch ſehr leicht fallen, zu beweiſen, daß der Handel der chriſtlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdiſchen eingeſchränkt wird; aber

was habt Ihr dadurch bewieſen? — Euern Vortheil, nicht Euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — ſagt Ihr ja ſelbſt, ſo oft es Euch bequem iſt; aber wenn es Euch nicht bequem iſt, ſagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben ſo gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jezt gegen Juden wüthet; nun die Zeit hat Euch zur Menſchlichkeit genöthigt, und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben ſo viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um ſie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzuſehen? Aber Ihr wollt gezwungen ſeyn. Der Deutſche iſt taub, der Wagenführer der Zeit mag ſchreien ſo laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erſt zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder ſchon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Bruſt packen, und Euch hier und dorthin ſchleppen. Zu der Franzoſenzeit genoſſen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte, und — ich habe es geſehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderſchaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre

länger der Gleichheit, und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten ſich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hauſe, und die Mäuſe ſprangen auf dem Tiſche; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zuſammengeſchrumpften Grundſätze wieder hervor; da weichtet Ihr ſie ein, um ihnen ein friſches Anſehen zu geben; aber ſie ſind locker und unſchmackhaft geworden, und nur wer ein Bettler iſt am Geiſt, mag ſie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holſt hat ein Schlußwort an das Judenthum ſelbſt gerichtet; aber damit endigt ſein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfaſſer fiel es wahrſcheinlich bei, man dürfe den Juden das lezte Wort nicht geben, und darum ließ er hinter dem Kerne ſeines Buches noch einen Kometenſchweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für dieſen Anhang muß groß ſeyn; denn es iſt darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er ſeine jüdiſche Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhaſſes gefällig zu beweiſen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierherſetzen, damit man ſich daran erquicke. Man laſſe ſich von ihrer ſchweinsledernen Auſſenſeite, und ihrer Dicke (jedes derſelben bildet einen halben Fuß großen

Würfel) ja nicht abſchrecken. Sie leſen ſich ſo angenehm als Walter Scott's Romane. Das erſte Buch, welches Herr Dr. Holſt «ein rühmliches Werk» nennt, heißt: «Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Geſetzen, denen ſie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Teſtamenten, Succeſſionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Beſtrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beſchwerden, inſonderheit der Cronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen, und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zuſammengetragen, und mit Praejudiciis, decisionibus und Responsis überall beſtärkt. Denen Richtern, Amtleuten und ſonſten jedermänniglich zum Beſten, mit einem hierzu dienlichen Regiſter verſehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenſtiniſch und Hochgrävl. Giechiſchen Rath, bei Löbl. Univerſität Altdorf Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4.» Der Hochgräfliche Rath Beck iſt todt, die Univerſität Altdorf iſt todt, das Hohenloh-Neuenſtiniſche und das

Giechiſche Reich, ſind beide todt, und ich weiß nicht einmal, wo die zwei lezteren begraben liegen; aber die Grundſätze des Buches ſind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutſchen nachrühmen, daß ſie die Kunſt, Leichname einzubalſamiren, in hohem Grade verſtehen. Die meiſten ihrer Geſetzbücher ſind Mumien, mit unverſtändlichen Hieroglyphen bemalt — und von ſolchen Kabinetsſtücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: «Johann Andreä Eiſenmengers, Profeſſors der orientaliſchen Sprachen bei der Univerſität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergeſtalt die verſtockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geiſt erſchrecklicherweiſe läſtern und verunehren, die heil. Mutter Chriſti verſchmähen, das Neue Teſtament, die Evangeliſten und Apoſteln, die chriſtliche Religion ſpöttiſch durchziehen, und die ganze Chriſtenheit auf das äuſſerſte verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Chriſten entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt geweſene Dinge und große Irrthümer der jüdiſchen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar ſehr

vielen mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und derer treuen Uebersetzung in die teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen, und in zweien Theilen verfasset, deren jeder seine behörigen allemal von einer gewissen Materie ausführlichhandelnde Kapitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nachricht verfertigt, und mit vollkommenen Registern versehen. Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergnädigsten Special-Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Christi Geburt 1711. 2 Theile.» Der erste Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zusammen also 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttausend Seiten, und Ihr leset sie mit Vergnügen, warum solltet Ihr vor dem Eisenmenger zurückschaudern? von vielen, sowohl in artistischer als in national-ökonomischer Hinsicht, sehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der schöne gothische Baustyl der deutschen Sprache ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels, mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holst: «Judenthum in allen dessen

Theilen» das iſt ſo zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Miſchung von lateiniſcher und deutſcher Sprache, wie vortheilhaft iſt ſie allen Leſern! Iſt das Deutſche unverſtändlich, wird es vom Lateiniſchen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holſt nicht verſtehen, das rein deutſch geſchrieben iſt? Dürfte ein neuer Schriftſteller von ſich ſelbſt ſagen, was Eiſenmenger geſtand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt geweſene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdroſſenem Fleiße gearbeitet, und daß er treu überſezt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftſteller auf ſein Buch drucken laſſen: Mit Seiner königl. Majeſtät in Preußen, allergenädigſtem Special-Privilegio? Was würde es ihm nüzen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoriſtiſch ſeyn, und ſagen: daß in ſeinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leſer würde es für Ernſt halten. Sonſt brauchte man nur den Titel eines Buches zu leſen, und man wußte ſchon alles was im Buche ſtand; jezt aber muß man das ganze Buch leſen,

um den Titel zu verſtehen. Kann etwa jemand den Titel folgenden Buches verſtehen: «Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmiſchen Beziehungen von Dr. Bührens Arzt in Barmen?» Gewiß nicht, ohne das Buch geleſen zu haben, ſelbſt dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin geleſen, daß der Verfaſſer zeige: «wie die großen cosmiſchen Epochen und Ereigniſſe, welche das Schickſal ganzer Länder und Völker entſcheiden, auch im organiſchen Ausdruck ſich wiederholen und offenbaren ... und wie von hier aus die dunkelſte Lehre der Pathologie zu verſtehen und zu erklären iſt.» Hat Einer eine Vorſtellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung ſtehe? Wird er ſich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr beſſer ſollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Aſtronom iſt, die von ihm entdeckte Pallas als ein ſtärkendes Mittel verſchreibe? Ein Eiſenmengeriſcher Titel hätte keinen Zweifel aufkommen laſſen, und über alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch ſo umſtändlich als vormals, welch' ein großer Vortheil wäre dieſes für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur wie groß der Ehrenſold heuti-

ger Schriftſteller iſt, und daß ſie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger ſelbſt. Ein Eiſenmengeriſcher Titel könnte allein ſchon das Mittagseſſen einer literariſchen Familie bezahlen, und wie viel ſolcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre ſchreiben! Die Bücher ſelbſt brauchten dann gar nicht verfaßt, alſo auch nicht geleſen, alſo auch nicht gekauft zu werden, und man hätte nur jede Meſſe die zehn Bände des Leipziger Verzeichniſſes zu bezahlen.

Ich kehre zum Profeſſor Eiſenmenger und zum Herrn Dr. Holſt zurück. Lezterer erzählt weiter was ihm erſterer erzählt hat; nämlich: verſchiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es ſcheint, Herr Dr. Holſt beneidet die Juden, daß ſie faſt noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden ſind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht ſo unheilbringend geweſen ſind, als die der Chriſten. Jene trugen eine hölzerne Pritſche in der Hand, ſtatt eines blutbefleckten Schwertes, und wenn ſie ja ſich boshaft zeigten, ſezten ſie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber ſpaniſche Autos Da Fe-Mützen. Der Verfaſſer hat Recht, ſich über die Tollheiten der Rabbiner luſtig zu machen, er ſollte aber dabei

nicht maliciös seyn. Ich bin überzeugt, daß er so viele Rabbinische Gelehrsamkeit besitzt, als ich, der ich gar keine besitze, und daß er daher so gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbinischen Lehre verstanden, und nur mit Vorsatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will versuchen, seinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holst macht sich lustig über folgende Talmudische Fragen und Räthsel.

1. «Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieses wirklich von Stahl gewesen?» — Ich sehe nicht ein, was hierüber zu lachen ist. Diese Untersuchung hat einen technologischen Zweck, und verdient es, daß sich die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe damit beschäftige, wenn sie auch sonst nichts jüdisches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entscheiden, ob man zu Adam's Zeiten schon Stahl verfertigt hat, ob es damals schon Damascener Klingen gegeben, und wenn Eisen und Stahl damals noch nicht bekannt gewesen, wie sich Adam Feuer geschlagen habe?

2. «Wie viel Adam von dem Apfel seiner Gattin bekommen haben möge?» — Ich sehe in diesem Zweifel von Seiten der Herrn Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Sa-

tyre. Wäre es nicht höchſt grob geweſen, wenn ſie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener ſey? Mit der Größe des Apfelbiſſes ſteht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen alſo verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entſcheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geſchält, und die Schalen nebſt den Körnern, die ſie aus zarter Aufmerkſamkeit herausgenommen, allein gegeſſen hat, ſo kommt es auf eins heraus.

3. «Ob das Ei, welches die Henne am Feſttage legt, genoſſen werden dürfe?» — Herr Dr. Holſt behauptet, über dieſe Unterſuchung ſey ein ganzer Foliant geſchrieben worden. Dieſesmal hat er Recht, ſich luſtig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben ſich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig ſeyn. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden ſo bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbat nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde, und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es eſſen dürfe, oder nicht.

4. «Ob bei der Auferſtehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derſelben, beſonders die Gelehrten aufſtehen werden?» — Ich glaube,

daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrei machen, daß die Beisitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen, und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließe man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. «Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber, und auch früher auferstehen werden?» — Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie später aufstehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geschehe, würden sie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. «Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Menschen seyn werden?» — Nein; denn es ist bewiesen, daß Fürsten die Stellvertreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet also ihre Sendung.

7. «An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen werde?» Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge, und sagen, daß diejenigen, die ausser Judäa gelebt haben,

ſich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müſſen, um an Ort und Stelle der Auferſtehung zu gelangen. Herr Dr. Holſt nennt dieſe Lehre ruchlos und wahnſinnig, und fragt: «wie es denn diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenſeits der Meere, Inſeln zu geſchweigen, gelebt haben?» Es iſt ganz offenbar, daß der Verfaſſer nur Händel ſucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Perſien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen, und der gottesfürchtige Chateaubriand wird ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem zu ſchreiben. Napoleon auf St. Helena mag zuſehen, wie er am jüngſten Tage fertig werde. Uebrigens was hindert das Meer zur Auferſtehung? Hat das Meer nicht einen feſten Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. «In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdiſcher Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdiſche Volk ſeine Selbſtſtändigkeit verloren habe?» — Darüber kann ich Beſcheid geben. Das jüdiſche Volk hat ganz ge-

nau in der Sekunde seine Selbstständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer frühern Stelle seines Buches gesagt: «ich bleibe bei dem Worte Juden überall stehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Etymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Christ habe ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich seyn können, daß Juden sich noch jezt eines solchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, versteh' ich nicht.» Der Verfasser hätte immer so aufrichtig seyn sollen, zu sagen: ich verstehe nicht; dann wären die Irrthümer seines Urtheils doch nur die Seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von Sklaverei und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht, Männer über Gott, sondern Männer, die gottähnlichen Wesen gleich sind. Die Bibel giebt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater Jakob reiste einst bei Nacht, und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er sich herumbalgte.

Und als der Morgen anbrach, ſprach der Mann zu Jakob: jezt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da haſt du was zum Andenken, und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Menſch, wie heißt du? Und der Menſch antwortete: das brauchſt du nicht zu wiſſen, du aber ſollſt nicht mehr Jakob, ſondern Israel heißen: «denn du haſt um den Vorzug geſtritten mit göttlichen Weſen und mit Menſchen, und biſt ihnen beikommen.» Ein göttliches Weſen heißt aber hier nichts anderes als ein ſtarker Mann, ein Held, und Jakob ſollte ja nicht blos darum, ſondern auch, weil er mit Menſchen gekämpft, Israel heißen. Es iſt ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte ſich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabiſchen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte ſeinen Namen nicht ſagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte ſeitdem, und war alſo ein von Gott gezeichneter Menſch, wie man noch heute zu ſagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, eſſen die Juden noch jezt von keinem Hintertiertel irgend eines Schlachtviehes. Dieſe Aufmerkſamkeit ſcheint zwar nicht ſehr ſchmeichelhaft zu ſeyn, indeſſen bedenke man, daß in der zwiſchen einem Menſchen und einem Ochſen gezo-

genen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können Parallellinien nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie, mit verrückten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jezt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äussert in seiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen seyn mag, der deutschen Literatur ein klassisches Werk geliefert zu haben «solches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung der streng richtenden Nachwelt.» Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jezt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig thun, ist verständiger als unverständig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, weil Jude oder Christ; ich

liebe sie nur, weil sie Menschen sind, und zur Freiheit geboren. Freiheit sey die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist lieben, Ihr aber seyd Sklaven Eures Hasses. Ihr seyd Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei seyn wollen, heißt frei seyn. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Brust kann Raum seyn, um Tausende zu hassen: Ihr steht am sichern Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; Ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichsten Zwiste aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Lippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benezt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr schaut zurück Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu seyn braucht, von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig Eures Lebens,

der allein ihm Würze giebt, ſo haßt, was haſſenswürdig iſt: Die Falſchheit, die Gewalt, die Selbſtſucht. Seyd was Ihr wollt, gut oder ſchlimm, fromm oder ruchlos, weiſe oder wahnſinnig, doch ſeyd nur etwas! Seyd Glühwein oder brunnenkühles Waſſer, nur nicht abgeſtandenes Naß, das Jeden aneckelt — ſeyd keine Philiſter!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutſchland erduldet, iſt keine friſch Aufgelebte; ſie hat ſich nur aufgeraft im lezten Kampfe des Todes. Die Flamme des Haſſes loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöſchen. Das tröſte die Leidenden. Shakſpeare und ſeine Schweſter Erfahrung, ſprechen:

Vor der Geneſung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beſſrung, iſt
Am heftigſten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abſchied nimmt, erſcheint am übelſten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendant les mois de Novembre et Décember 1822. Par A. Thiers. Paris 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre davon zu ſprechen; aber darauf was ſie unterſcheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeſchäften und zu Marketendern der Ariſtokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Geſetzgeber zugeſendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttauſend Geſetznehmer zugeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar! Der himmliſche Vater, der doch ſo beredtſam iſt, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erſchuf, brauchte zehn, längere oder kürzere, Gebote, um den Hebräern, nur die Grundzüge ihrer Verfaſſung vorzuzeichnen; denn er begriff in ſeiner Weisheit, daß eine Welt

leichter geſchaffen, als glücklich gemacht ſey. Die irdiſchen Väter aber, ſind viel mächtiger lakoniſch; ſie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot: Ihr ſollt keine Verfaſſung haben — woraus die übrigen Gebote ſich auf das ſchönſte ableiten laſſen. Wer ſich in dieſen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig ſind, etwas unterrichten will, der leſe das angezeigte Werk. Der Verfaſſer hat die Pyrenäen erſt in den lezten Monaten des verfloſſenen Jahres bereiſt, das will ſagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt manches, was zu wiſſen gut iſt; aber zu beachten noch beſſer wäre. Er ſpricht von den ausgewanderten ſpaniſchen Mönchen die gehörig beleibt ſind, und, wie ſie es in Spanien mit den ihrigen pflegen, auch alle Franzoſen die ſie auf den Landſtraßen treffen, ſegnen wollen, worüber ſolche Franzoſen lachen. Er ſpricht von der Glaubens-Armee; die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Meſſern, vor denen ſich ſogar Napoleon in eigener Perſon gefürchtet haben ſoll, er der ſonſt nichts gefürchtet; von der Regentſchaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappiſten; von dem franzöſiſchen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beſchaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen.

Der Verfaſſer hat eine ſchöne maleriſche Darſtellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verſtehen ſich nicht auf die Perſpektive, und eine Wahrheit die nicht wenigſtens in Haut-Relief dargeſtellt iſt, faſſen ſie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses creanciers; par un homme comme il faut. Paris 1822.

Schulden machen darf auch in Deutschland jeder; nur das Recht sie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutschen), ist dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieses Recht auch für die Unterthanen in Anspruch nimmt, darüber braucht man sich nicht zu wundern; es ist dieses eine der lezten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzosen... Das ist aber auch schon alles, was ich über das angezeigte Werk sagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtschaffenen Rezensenten zu erwarten ist, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüssig, theils schädlich. Ueberflüssig — weil diejenigen deutschen Leser, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beste Französisch sprechen, und also das Original verstehen; schädlich — weil denjenigen Deutschen, die kein

Französisch sprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfasser selbst ist keineswegs der Meinung, daß jeder ohne Unterschied berechtigt sey, Schulden zu machen; er fordert gewisse körperliche und geistige Eigenschaften dazu, und nur die damit Ausgestatteten bilden seinem Systeme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechsel-Briefadel, die Schulden-Aristokratie.

Nicht blos seines Inhalts wegen, sondern auch darum ist dieses Buch merkwürdig, weil zwei deutsche Worte von bedeutendem Umfange, zusammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographischen Fehler darin abgedruckt stehen. Das war eine schnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich schrieben sie in Paris: Sauberflut, und Kopstick, welches heißen sollte: Zauberflöte und Klopstock. Wenn die Franzosen mit solchen Riesenschritten fortgehen in der Philologie, werden sie bald sagen können: (vielleicht sagen sie es schon zur Zeit, wenn dieses gedruckt erscheint) Il n'y a plus de Rhin! — Dixi...

XXIX.

Ueber Etwas das der Heilkunst Noth thut. Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie von C. J. H. Windischmann, Professor der Philosophie und Medizin zu Bonn. Leipzig 1824.

Eine Beurtheilung dieser Schrift in der Hallischen Literatur-Zeitung, beginnt mit den Worten: «Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt.» Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Ueberdruß, mit Bedauren, mit Aerger, mit Zorn sogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch ist es mir diesesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzenstränen, es waren nur Diaphragmatische gewesen. Ich,

ein Nicht-Arzt, muß es sehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus was der Heilkunst Noth thut — was wir etwa nicht verstünden — sondern man erfährt, was dem Herrn Windischmann Noth thut, und an der Noth eines sterblichen Menschen, wird gefühlvollen Lesern mehr gelegen seyn, als an der einer unsterblichen Wissenschaft.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das wahre tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben, und sagen können: auf Erden sey keine Wahrheit, und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der sie, was allen so verständlich wäre, in einem kauderwelschen Kanzlei-Style vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem sie prahlen, wir andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber

lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre gränzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst — über die Zeitgenossen, die sie «moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müssiggänger» schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein «Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung» schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darstellung zu geben, ist durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windischmann herabliest, folgt der sich immer dicker und dicker zusammenknäulende Unsinn, drohend auf dem Fuße

nach; jagt den Geängſtigten immer raſcher und raſcher, bis dieſer betäubt und athemlos unten angelangt, ſchnell die Flucht ergreift, ſich des Geleſenen wenig erinnert, und nur dem Himmel dankt, daß er ſeinen Verſtand aus der Gefahr gerettet. So ſind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Leſern mittheilen will. Der Verfaſſer verſichert: nicht «aus irgend einem ſchriftſtelleriſchen Kitzel,» ſey ſein Werk hervorgegangen, ſondern durch eine «entſcheidende Verfügung» ſey er hiezu veranlaßt worden. Fügung! da habt ihr ſchon Gottes Finger, und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung von Fügungen hätte er reden ſollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erſte Fügung war: eine «freundſchaftliche Aufforderung» die übernatürlichen und Wunder-Heilungen in Unterſuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Geſicht des Verfaſſers. Er ſagt in Beziehung auf Lezteres: «Die wichtige, durch Unberufene öffentlich ſo vielfach entſtellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er ſelbſt an ſeinen, viele Jahre hindurch ſchmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten, Augen, zur Bewahrung der unerſchöpflichen Heilkräfte ge-

macht,» habe ihn veranlaßt, über das was der Heilkunst Noth thut, ernstlicher nachzudenken. Ein schöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfasser seine Leser blind machen, um die unerschöpflichen Heilkräfte der katholischen Kirche, auf eine recht schwere Probe zu setzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windischmann, so heilig er ist, dennoch nicht verschmäht, seine schriftstellerische Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz so wie es die irdischen Schriftsteller auch thun; wie diese nämlich in ihren Vorreden zu sagen pflegen: gründliche Belehrung würden sie mit Dank annehmen, schmähsüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit sie sagen wollen: Jedes Lob würden sie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber, gebührlich das Ohr verschließen — so spricht Herr Windischmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er sagt nämlich «gründliche Bemerkungen schätze er, jedoch auf Bemerkungen «die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip selbst» auf welches er die Kunst zurückzuführen suche, entspringen, würde er keine Rücksicht nehmen. Das Princip aber auf welches Herr Windischmann die Arzneikunst zurückzuführen

ſucht, iſt das Chriſtenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Chriſtenthums, wollte er ſeine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich ſchlau! Man kann aber dieſes Princip ſehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnſinnig finden, die der Verfaſſer daraus abzuleiten ſucht. Ja jeden ächten Chriſten muß es, weil er ein ächter iſt, um ſo mehr empören, Chriſtus zum Doctor und ſeine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu ſehen.

In der Einleitung zu ſeinem Werke, giebt der Verfaſſer eine Erklärung über den Begriff der chriſtlichen Philoſophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren myſtiſchen Schriftſteller alle, in ihren Darſtellungen ſelten einen Abſatz machen, ſondern ohne Ruhe und Raſt, bogenweit fort reden, ſo daß der Leſer oft zu ſeinem Glücke, eher den Athem als den Verſtand verliert. Auch Herr Windiſchmann ſchrieb die erſten dreißig Seiten ſeiner Vorerinnerung, ohne Abſatz. Es iſt dieſes eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Leſern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Geleſene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In dieſem philoſophiſchen Glaubensbekenntniſſe des Verfaſſers iſt ſo oft und ſo viel von Fleiſch die Rede, daß es gute Katholiken, während der Faſtenzeit, gar nicht werden leſen dürfen. Wer

ſich übrigens damit bekannt machen will, der ſetze, bevor er das Werk unternimmt, ſeine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: «Die Philoſophie iſt weſentlich nichts anderes, als das ſtreng in einem Zuſammenhang fortſchreitende Zuſichſelbſtkommen, ſo wie nicht minder das auf eben dieſe Weiſe verfahrende Zuſichſelbſtbringen und dann das Beiſichſelbſtbeharren der im blos ſinnlichen und fleiſchlichen Leben auſſerſichſeyenden und — wie es ſich am Ziele findet — auſſerſichgekommenen und zu jenem Abgrunde des Lebens herabgeſunkenen Vernunft.» ... Was doch manche Menſchen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfaſſer das, was er chriſtliche Philoſophie nennt, auseinander geſezt, unternimmt er, von der Arzeneikunſt in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu ſagen: «der bisher verſuchten Charakteriſtik gemäß, können wir alſo mit dem Zuſtande, zu dem die Kunſt herabgeſunken iſt, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müſſen eine vollſtändige Neuerung und Wiedergeburt derſelben wünſchen und verlangen.» Um dieſe Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus. «Die Entzweiung des Geiſtes und der Natur, iſt der

zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit.... der Sitz aller Krankheit ist in einer Entzündung der Seele.... Es giebt eine erste, eine Erbkrankheit, wie es eine Erbsünde giebt.» — Aber unter diesen vornehmen Redensarten liegt nichts versteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit ist nicht mehr, wo eine philosophische Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geistes mit der Natur, das Leben nämlich, ist die Ursache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod ist der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, selbst die unheilbaren; der examinirte, promovirte, und recipirte Menschen-Arzt jedoch, soll kein Famulus des Todes seyn, sondern dessen Widersacher.... Will man das egoistisch hervortretende besondere Leben einen entzündeten Theil des allgemeinen Lebens nennen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß solche dichterische Ausdrücke in pathologischen Vorlesungen übel angebracht sind.... Der Mensch, wie jedes organische Wesen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren; diese Empfänglichkeit nennt Herr Windischmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit diesem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? Was gewon-

nen wird? Das wird sich finden. Herr Windischmann weiß recht gut was er will. Damit wir das «Unglück des Bewußtseyns» verlieren, müssen wir von schmetternden Worten betäubt werden; wir könnten sonst Langeweile haben — der Weg nach Rom ist weit.

Es läßt sich denken, daß der Verfasser den thierischen Magnetismus nicht verschmäht. Zwar ist das noch nicht die liebe dunkle Nacht selbst; aber immer eine Dämmerung, und als solche die erste Stufe des Heils. Wir haben der magnetischen Belustigungen schon so viele und so würzige genossen, daß es selbst Herrn Windischmann nicht möglich war, uns hierin etwas neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetischen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, sagt er: «Schon das Fassen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernst und eindringlich ergreifen, überzeugen, stimmen, bewegen will, deutet auf den magischen Einfluß der Hand hin.» Jezt kann man sich auch das Räthsel erklären, warum der ertappte Gauner, statt fortzulaufen, sich so geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß schleppen läßt. Es ist der magische Einfluß der polizeilichen Hand

auf Schulter und Kragen ausgeſtrömt, welchem der arme Teufel ſich unterwerfen muß.

Haben wir den thieriſchen Magnetismus erreicht, dann erſteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: «Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.» Hier aber iſt es ſchwer, den ſchlauen Plan des Verfaſſers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen ſo ſorgfältig verſteckt, daß nicht möglich iſt, den Schuldigen zu treffen ohne den Unſchuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil ſie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windiſchmann ſagt: «Wir wiſſen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbſttäuſchung, daß es Umſtände giebt, unter denen ſelig entzückte Menſchen, nicht etwa in wilden Phantaſien, ſondern andern ſichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geſchehen, ſondern bis zu anſehnlichen Höhen, wie dies aus den gewiſſenhafteſten Unterſuchungen erwieſen werden kann.» Gegen den Comparativ der anſehnlichen Höhen, würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erſt der Poſitiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y

a que le premier pas qui coûte; aber eben mit dieſen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böſe Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meiſten Menſchen jener «kindliche Glaube, welcher «die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt.» (Schade, daß Moliere dieſe Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde ſeiner Femmes savantes geworden).

Aber, — möchte wohl mancher Leſer fragen — wäre es denn möglich, daß einen Profeſſor, zugleich der Philoſophie und der Medizin, daß es Herrn Windiſchmann, mit den von ihm ausgeſprochenen Anſichten und Behauptungen Ernſt ſeyn ſollte? Mit Recht fragſt du das. Es iſt ihm auch nicht Ernſt damit, und er lacht im Stillen wohl ſo ſehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menſchen klug zu machen, muß man klug ſeyn; ſie dumm zu machen, muß man dumm ſcheinen. Herr Windiſchmann hat ſeine eigene Anſichten. Sein Zweck aber iſt, in klaren und wenigen Worten auszuſprechen, folgender. Der Pabſt ſoll der Kranken Aesculap ſeyn, und in bedenklichen Fällen, ſoll man ſtatt ärztlicher Conſultationen, Conzilien halten; denn nur aus dem Heilſchatze der Kirche iſt Geſundheit und Geneſung zu holen. Die Sakramente und die

Sakramentalien bilden die wahre Materia medica. Man soll heilen durch das Abendmahl, durch den so süßen Namen Jesus,» durch den Exorcismus. Da aber solche Arzeneien nur geben kann, wer die Weihe empfangen, müsse es werden, wie es einst gewesen, nämlich die Priester sollen zugleich Aerzte seyn. Bis diese edle Schmelzung zu Stande gebracht, sollen einstweilen die Aerzte mit den Priestern sich verstehen, und am Krankenbette gemeinschaftlich mit ihnen wirken... Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht so komme, und wir trösten uns mit des Verfassers eigenen Worten. «Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchschimmernde Morgenröthe, verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit, die epidemischen Dünste bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wissenschaft und Kunst bewirken, und das Leben in jeder Art seines Berufs verjüngen wird.»

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme Elise Voïart. Paris 1822.

Nicht wegen, ſondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtſchaft, ſind die Kabinetsgeheimniſſe der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beſchloſſen, ſo ſind es doch friedliche, keine andere Verfaſſungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, geſengt, gebrandſchazt, gemordet, ſo geſchieht es nur mit ſüßer Grauſamkeit, und die Beſiegten ſind ſo glücklich als die Sieger. Freilich iſt es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil ſie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebürlich mehr Sorgfalt auf ihre äuſſern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß ſie Liebe öfter erzwingen als verdienen. Eine Frau von innerer Güte iſt immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, iſt gewiß nicht liebenswürdig. Wohl

iſt die Liebenswürdigkeit eine geſchenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geiſt und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeſchmückt von ſchimmernden Blüthen — weiß es aber eine Frau von Geiſt und Herzen und ohne Schönheit, daß ſie nicht liebenswürdig ſey, dann wird dieſes Bewußtſeyn die Anmuth der Entſagung über ihre Natur verbreiten, und das Gefühl des Mangels den Mangel faſt erſetzen. Es giebt keine Kunſt zu gefallen!... die Kammermädchen von ganz Europa werden entſetzlich ſchreien, wenn ihnen dieſe Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüſſig zu machen. Sie werden ſagen: das wären aufrühriſche Geſinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menſchen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhſtifter bilden, die alles Beſtehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich geſagt habe, habe ich geſagt; ich fürchte die Central-Unterſuchung der Kammermädchen nicht — es giebt keine Kunſt zu gefallen! Doch mögen ſich die Kammermädchen tröſten, wir haben und ſie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, ſich zu ſchminken, ob ſie zwar keinen damit täuſchen als ſich allein, und ſie werden, um damit zu zermalmen, ſich ferner falſche Zähne einſetzen, die ihnen nicht anhänglich ſind,

und bei jedem ernſten Gebrauche abfallen. Da ſich die Dinge ſo verhalten, werden Schriften über die Toilette immer geſucht und benuzt werden. Aber das angezeigte Werk iſt zu ſehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es ſich empfehlen werde. Die würdige Verfaſſerin ſchrieb keinen Machiavelli, ſondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunſt. Alle Lehren die ſie giebt, ſind weiſe und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Waſſer, werden als die beſten Mittel geprieſen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt ſie auch Vorſchriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze, und gegen den unüberwindlichen mazedoniſchen Phalanx, den man Zeit nennt, ſich künſtlich vertheidigen können: aber die geprieſenen Mittel ſind wenigſtens unſchädlich, und der ſchädlichen geſchieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen ſo wichtigen Gegenſtand als der Putz der Weiber iſt, verdient etwas umſtändlich beſprochen zu werden. Das Buch iſt angenehmer Weiſe in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin ſchreibt. Die Lehrmeiſterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf

welche Weiſe ſie eine große Toiletten-Kunſtkennerin geworden. Im Jahre 1744 ſey ſie in die Dienſte der Prinzeſſin W. getreten. Dieſe habe ſchon gealtert, und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürſtlichen Reize beizuwohnen, habe ſie erſtaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lectüre hätten ihr endlich die verborgenſten Myſterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürſtin habe ſie das Putz-Miniſterium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung ſich neue Kenntniſſe geſammelt. Dieſe herrliche Fürſtin wäre aber frühzeitig geſtorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, ſich an den Erb-Toiletten-Tiſch geſezt. «Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunſt entbehren; weiſe Rathſchläge wären ihr indeſſen nicht ohne Nutzen geweſen... Neue Moden ſchwärmeriſch liebend, nahm ſie ohne Unterſcheidung auch ſolche an, die ihrer ſchönen Geſtalt ſchaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürſtin verſchmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunſt, hielt ihre Jugend für ewig, und ließ ſich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte.» ... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. «Betäubt

von dem Getöse eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen stillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt gesehen habe, vergesse ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falschheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt.» ... Jezt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene, die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunst beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geschichte der Kunst. Sie steigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menschen, ihr Gesicht zu schminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen schön, verliebten sich in sie, und aus dieser Verbindung des Genius mit der Schönheit entsprang ein herrliches Menschengeschlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte.. So wird die Geschichte der Cosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrsamkeit aus den Schriften Winckelmanns, Böttiger's und Herders verschwendet wird.

Darauf geht die Verfaſſerin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei ſie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es iſt ein ſeltenes Verdienſt, wenn eine Schriftſtellerin etwas mit Kopf anfängt!... Im Kapitel von der Haut-Kultur geſchieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's Erwähnung. Dieſe hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es beſteht aus Weizenmehl, Honig und Eſelsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Geſicht überſtrich. Morgens wurde dieſe Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiſerin, daß ſie fünfhundert Eſelinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch ſie ſich badete, und daß ihr auf allen ihren Reiſen dieſe fünfhundert Eſelinnen nachgeführt wurden.... Das Kapitel von den Runzeln iſt ſchauerlich. Sie werden genannt: «verrätheriſche Zeichen, welche die Hand der Zeit ſchonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in ſeiner gerechten Strenge geſchaffen zu haben ſcheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verſcheuchen. Dieſe Feindinnen der Schönheit ſchleichen ſich, anfänglich ſchwach und furchtſam, eine nach der andern

in die Winkel der Augen. Die erste Runzel ist ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; sind sie aber bis zur Zahl drei gestiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeschrei; und wirklich kündigt dieses furchtbare Trio das endlose Gefolge aller der Runzeln an, die sich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz, überall ansiedeln. Ich erinnere mich noch des schrecklichen Eindrucks, welchen die Erscheinungen der Runzeln auf die Prinzessin Amalie machten. Ein Entsetzen bemächtigte sich ihrer, demjenigen gleich, welches die düstern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung sich die deutschen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt.» Die armen Weiber! Warum wissen sie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit giebt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verschwindet? Warum lernen sie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferstehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entsetzen lesen, daß die englischen Damen, um sich jung und schön zu erhalten, Wein trinken, worin

man Nattern lebendig erſtickt hat!... Unter den empfohlenen Schminken iſt eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht abſprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geiſtige Flüſſigkeit und reibt ſich die Wangen damit. Es iſt gewiß höchſt romantiſch, wenn junge franzöſiſche Offiziere Heldenthaten verrichten, und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blaſſen Weibern eine Schminke mit nach Hauſe zu bringen!... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römiſchen Triumphatoren hätten ſich geſchminkt, wenn ſie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leſerinnen erfahren, wie ſehr die Triumphatoren unſerer Tage an Seelenſtärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die leztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, ſo bald ſie aber, nachdem ſie unerſchrocken mit afrikaniſchen Löwen, mit ägyptiſchen Krokodillen, mit deutſchen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen, und römiſche Schuſter und Schneider ſie mit Freudengeſchrei empfingen, erblaßten ſie ob der göttlichen Ehre, die ſie — Menſchen — genoſſen, und um dieſe Bewegung zu verbergen, ſchminkten ſie ſich. Unſere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte iſt, wenn ihnen die verſammelte Menge

Vivat ruft, die Häuſer illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, ſondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit ſie ſagen wollen: Gut, gut, Ihr habt eure Schuldigkeit gethan — ſo unerſchrocken ſind ſie.... In dem Kapitel von den Haaren wird folgendes erzählt: «Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Anſehen, dieſe oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen bald die langen Haare, die den Zorn der Fürſten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverſtandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der ſich in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet achtete, das Beiſpiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Biſchöffe zu geben, und ſich Kopf und Bart abſcheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, ſpottete ſeiner wegen dieſer Nachgiebigkeit, und ein ſo geringfügiger Umſtand war die Urſache ihrer Eheſcheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Beſitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den engliſchen Thron beſtieg, und unſere ſchönſten Provinzen fielen dem Auslande zu. Daher, ſagt Saint-Foix, jene grauſamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte ver-

wüsteten; mehr als drei Millionen Franzosen kamen um, weil ein Erzbischoff sich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die seinigen abschneiden ließ, und weil seine Frau ihn mit seinen kurzen Haaren und seinem glatten Kinne lächerlich gefunden.» ... Noch ein anderes Beispiel von dem wechselseitigen Einflusse der Politik und Cosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede ist. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, sich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieser Unart ergeben. «Ehrgeizig und gefallsüchtig wie sie war, ließ sie die Minister und Generäle zu ihrer Toilette kommen, und zeichnete mit Schminke und Schönpflästerchen die Pläne zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr sie Widersprüche von denjenigen, die sich ihrer Entscheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß sie sich vor Zorn bis auf's Blut in die Lippen. Diese wiederholten Bisse entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaserte sich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine scheußliche Gestalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunst ihres königlichen Anbeters.»

Aus den angeführten Stellen ersieht man, daß sich in diesem Werke über die Toilette, die

Leſerinnen auch etwas über die Geſchichte unterrichten können. Darum auch iſt das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig iſt, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht ſie es doch nicht zu beunruhigen, wenn ſie es darin finden ſollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder, geſammelte Erzählungen und Mährchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Erſter und zweiter Band. Berlin 1819.

Aus dem Meere der deutſchen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterſcheidet jenes von dieſen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröſtende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend ſpringen wir ans Ufer, küſſen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch, und ſind beglückt, uns aus der Waſſernoth gerettet zu ſehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, ſtellen ſich ſeine Bedürfniſſe ein: der Hunger und der Durſt; doch da rieſelt keine Quelle, und ſo ſchöne Früchte uns auch locken, ſie ſind uns fremd, wir wagen die Giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer in's Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfſpieſſen bewaffnet auf uns zu. Ueberreſte ver-

zehrter Menſchenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entſezt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Waſſerwüſte von neuem an.

Unſere Furcht vor dem naſſen Tode wird wohl verziehen, denn ſie wird getheilt, und unſere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieſes ſo ſchnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundſchaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die ſchönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlſchmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreſte, wahrſcheinlich natürlich verſtorbener Menſchen, uns entſezten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie iſt ſchwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem iſt, Menſchen die man nicht liebt, achten zu müſſen, und ſchmerzlich, ſie nicht lieben zu können, wenn man ſie achtet — ſo iſt es auch mit ihren Werken. Aber, wer iſt Preisrichter über dieſe Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geiſt erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausſpruche nicht zufrieden iſt.

Mag der richtende Verſtand dieſe geſammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die

Empfindung ſchweigt gewiß, wenn ſie nicht gar murrt gegen den Ausſpruch.

Aus verſchiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerſtreut und einzeln erſchienen, hat ſie der Verfaſſer geſammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenſtande der Beurtheilung, nicht blos wie, ſondern auch, daß ſie zuſammengeſtellt worden. Denn oft geſchieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde ſich zum Tage reiht; daß ein kindiſches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenſchaftliche Laune, uns reizt und ergözt, dagegen uns ſchmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, ſich als Ernſt, und jene Laune, durch ihre Dauer, ſich als Gemüthsart darſtellt.

Einige Freunde verabreden ſich, an beſtimmten Tagen zuſammenzukommen, um ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes, und wechſelſeitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen ſich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil ſie am Kalendertage des Märtyrer Serapion ſich zum Erſtenmale vereinigt hatten, ſondern auch, weil ſie im Geiſte jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion, hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiſer Dezius den grau-

ſamſten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und ſtürzte ihn dann vom hohen Felſen herab. Das iſt aber keineswegs das hohe Ziel, das ſich die Berliner Serapionsbrüder vorgeſezt; ſie ſitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden, und trinken italieniſche Weine, auch wohl kalten Punſch, leben alſo gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und ſeine Regel zu der ihrigen gemacht, als ſie ihre poetiſche Dichtungen in dem Geiſte eines gewiſſen verrückten Grafen ſchaffen wollten, der ſich für den Märtyrer Serapion hielt, und einſiedleriſch lebte. Mit der Geſchichte dieſes Wahnſinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt ſie. Auf ſeinen Reiſen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde wo er ſich angeſiedelt, aufgeſucht. Darauf habe er ſich in ein Geſpräch mit ihm eingelaſſen, und ihn nach den Grundſätzen des Pinels und Reils von ſeiner fixen Idee heilen wollen; ſey aber ganz beſchämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewieſen, wie er, der pſychologiſche Experimentator, eigentlich verrückt ſey, indem er nicht begreifen wolle, daß ſie ſich in der thebaiſchen Wüſte befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeiſterung einige Geſichte mitgetheilt, die in

Erſtaunen ſezten wegen der plaſtiſchen Ründung und des glühenden Lebens mit der ſie dargeſtellt wurden.

Nachdem dieſe Erzählung geendet, läßt ſich einer der verſammelten Serapionsbrüder wie folgt, vernehmen: «ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß ſo manches Dichterwerk wirkungslos bleibt als daher, daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute wovon er ſpricht? Vergebens iſt das Mühen des Dichters uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Der Einſiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut was er verkündete, und deßhalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth.» «Deſſen wollen wir eingedenk ſeyn, ſo oft wir bei unſeren Zuſammenkünften, einer dem andern nach alter Weiſe manches poetiſche Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt laut damit zu werden. Der Einſiedler Serapion ſey unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Regel

wollen wir folgen, als getreue Serapions-Brüder.»

So durch und durch, so ganz, nicht blos nach Innen sondern auch an seinen Oberflächen werthlos, so ohne die geringste Beimischung von Wahrheit, ist jener Lehrsatz der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuschung und Verwechslung unmöglich ist, und es nur weniger Worte bedarf um zu zeigen, worin die Falschheit bestehe. Wie die Anbetung den Gott, so schafft erst die Bewunderung das Kunstwerk, es sey ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Ist es in jedem Kunstwerk die Vollkommenheit irgend eines Wesens, was jene Bewunderung erregt, so muß, daß diese erregt werden könne, jenes Wesen faßlich seyn — faßlich für den Verstand, für den Glauben oder die Phantasie. Wie aber kann ein Kunstwerk faßlich werden, wenn es der Künstler nicht freigiebt, wie kann es in unsere Sinne, in unseren Geist einziehen, wenn es die Werkstätte des Künstlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen seiner Wartung, die er in den Boden unserer Phantasie verpflanzt, auch die Blumen-Erde versetzen, aus der jene hervorgesprossen, will er durch seine eigene Phantasie die des Lesers verdrängen, dann weisen wir seine Gaben zurück, weil wir nur für das Geschenk

nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er ſelbſt glaubt, nie anſchaulich, wenn er das, was er uns zeigt, ſelbſt geſehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geſchichte, die den Verſtand befriedigt, ſättigt, und alle Luſt der Einbildungskraft zerſtört. Dann wird das Bild zur Konterfey, mit aller Beſchränkung worin jede Wirklichkeit gefangen iſt; dann wird das Kunſtwerk zum Spiegelbilde des Künſtlers, ein Schatten wenn wir vorwärts, ein nüchternes Daſeyn aus Fleiſch und Bein, wenn wir es rückwärts ſchauen. Es iſt falſch, daß der wahre Dichter ein Seher ſey. Ein Seher iſt ein verzückter oder ein verrückter Geiſt, ein Gott zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Menſch, zu dem wir nicht hinabſteigen können. Der Dichter aber, muß menſchlich fühlen, um Menſchen zu bewegen.

Daß er dieſes muß, daß er nicht glauben dürfe was er glauben, nicht ſehen was er anſchaulich machen möchte, das hat der Verfaſſer der Serapions-Brüder, unwiderleglicher, als es ein anderer vermöchte, an ſeinem Werke ſelbſt gezeigt. Er hat geglaubt, er hat geſehen, darum ſind es aber auch keine Dichtungen, die er uns giebt; ſie ſind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, ſie ſind ein Anderes. Er giebt

uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Waſſer, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes, und die Fiſche des Meeres, und die Vögel in den Lüften, alles bewegt ſich in tollem Taumel und ſtreitet um die Herrſchaft; nur der Menſch iſt abweſend. Aber es iſt nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen alles untereinanderwirft, es iſt der vom Hexentrank berauſchte Blocksberg-Reiter, der treibt weil er wird getrieben, und ſo findet der Leſer an der Beſonnenheit des Dichters keine Bruſtwehr, die ihn vor dem Herabſtürzen ſichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter ſeinen Füßen, der Schwindel überfällt.

In allen dieſen geſammelten Erzählungen und Mährchen herrſcht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnſucht nach einem tieferen, nach einem unterirdiſchen Leben, die den Leſer anfröſtelt und verdrießlich macht. Es iſt Phantaſie darin, aber ohne den regelnden Verſtand. Es iſt Phantaſie darin, aber nicht die hellaufflammende, ſchaffende, ſondern eine rothglühende, zerſetzende Phantaſie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren geſehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf weg-

ſchleudern, bis ſie zulezt als gräuliche Rumpfe, umherſpringen, der hat die Geſtalten der Hoffmannſchen Erzählungen geſehen, nur daß dieſe von allen Gliedern den Kopf zuerſt verlieren. Man hört nicht die Ausſprüche eines verzückten, begeiſterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geſtändniſſe eines auf die Folter geſpannten Gemüths. Es iſt kein Tagesſtrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwiſchen, Blitzen und Feuersbrünſten. Man hört in dieſer öden, herbſtlichen, welken Natur, keinen Ton eines friſchen geſunden lebenskräftigen Weſens, man hört nur das Gewinſel der Kranken und Sterbenden, und das Geſchrei der Eulen, die um Aeſer ſchwirren. Selbſt die Muſik, die in allen Werken des Verfaſſers widerklingt, ſie dient nicht dazu, den Himmel, deſſen Dollmetſcherin ſie iſt, auf die Erde herabzuziehen und ihr verſtändlich zu machen, ſie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abſtand zwiſchen Himmel und Erde zu beweiſen, zu zeigen, daß jene Höhe von ſehnſuchtsvollen Menſchen nie erreicht werden könne, und ihnen «das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äuſſern Leben» genau vorzurechnen, damit ſie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten die der Verfaſſer einem der Serapions-Brüder ſagen läßt: «ich tadle, o Cyprian, Deinen närriſchen Hang zur Narrheit, Deine wahnſinnige Luſt am Wahnſinn. Es liegt etwas überſpanntes darin, das Dir ſelbſt mit der Zeit wohl läſtig werden wird» hat der Verfaſſer das Urtheil gegen ſich ſelbſt geſprochen, und noch ein ſchonendes, denn beharrlich hat er durch alle ſeine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht läſtig geworden iſt. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem ſchauerlichen Nachtſtücke unterbrochen, noch Genuß bringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt ſeyn, nur muß ein Sternenſchein die Nacht ſichtbar machen, daß ſie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuſchten Einbildungskraft, nicht in der Sache ſelbſt ſeyn, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Luſt zernichtet.

Ich ſagte früher: die Erzählungen die uns der Verfaſſer giebt ſind keine Dichtungen, ſie ſind ein Anderes, und hier iſt das kurze freundliche Abendroth des langen mürriſchen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten dieſe Erzählungen? Dieſes iſt zwar eine ſehr phi-

liſtermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht ſpotten können. Denn ein Buch will nichts, es zeigt ſich, es iſt da. Aber fodert auch ein Buch nichts, ſo gewährt ihm doch der Leſer etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt das ihm gebühre. Den Werth eines poetiſchen Werkes habe ich gewagt ihm abzuſprechen, aber den eines wiſſenſchaftlichen gebe ich ihm willig. Es iſt ein Lehrbuch mit den ſchönſten Bildniſſen geziert, es iſt der elegante Pinel, es iſt die Epopee des Wahnſinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth iſt, den menſchlichen Geiſt, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeſchädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu ſeinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geschichte!“ — Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld? Nein. Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet, und sie versteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem englischen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Menschheit ist zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen,

als Zimmer hat. Hätte die Vorſehung ihre Abſichten, wie fromme Leute ſagen, dann könnte ſie dieſelben durch Dampfmaſchinen ſchneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran iſt ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beſchäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiſte, was ſeit der Schöpfung geſchehen iſt, hätte ungeſchehen bleiben können, es führte zu nichts. . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geſchichte der ganzen Welt recht gut in ein Taſchenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das leztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geſchichtſchreiber hatten von allen Städten unſerer Erde nur die Thürme geſehen, und von allen Büchern der Menſchheit nur die Titel geleſen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geſchichte geſchrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde ſehr darüber lachen.) Der Verſtand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfaſſers ſind nicht genug zu loben. Am Schluſſe jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was iſt jezt und damals, was hier und dort, für das Glück und für die Freiheit der Völker geſchehen? Er erkennt jede Tyrannei, ſie mag

als Fuchs, Schlange oder Löwe erscheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononischer Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern so schwer ist — sie täuschen ihn nicht. Was dem ersten und dritten vorzuhalten, wissen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. «Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumschränkter Fürst. Er hielt alles nieder, auch den heilsamen Widerstand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürst, der allen Bauern seines Reiches sein sonntägliches Huhn in den Topf verschaffen wollte, die abscheuliche Verordnung unterzeichnen, die sie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenstrafe verurtheilt? Man muß es sagen, so schmerzlich es auch ist: Richelieu's und Ludwigs XIV. Zwingherrschaft steigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach diesem mag man sich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu sehr ergeben war, und die Weiber seiner Unterthanen verführt hatte. Doch er war geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.» Ist das ein Lob für Heinrich? Man erinnert sich dann eines Wohlthäters am lebhaftesten, wenn man seine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht versäumt, durch weise Staatsgesetze das Glück Frankreichs

auch für die Zukunft zu ſichern, würde man ſeiner weniger gedenken; jezt iſt die Aſche dieſes Phönix ſchon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, ſind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verſtorbenen; kein lange bedauerter Fürſt verdiente lange bedauert zu werden.

Von dieſem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin ſind in kurzer Zeit drei Auflagen erſchienen, und in England, wie in Spanien, hat man es überſezt. «Wenn es nicht in Italien eingedrungen — ſagen die Verleger — iſt es weder Italiens noch unſere Schuld.» Wie ſie behaupten, würde das Original auch in Deutſchland viel geleſen. Möchte man es dort überſetzen! Wenn es wahr iſt, daß die Welt an der franzöſiſchen Revolution krank darnieder liegt, ſo kann man nichts Heilſameres thun, als der Jugend dieſe Krankheit zu inokuliren, und es giebt keinen Arzt, der dieſes beſſer verſtünde als Herr Bodin. Man verſäume das nicht. Zwar iſt die Freiheit ſchön trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben ſind es nicht, worin ihre Schönheit beſteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reiſen wäre die angenehmſte Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unſer Vergnügen ſtörte. Dieſem Uebel auszuweichen giebt es kein beſſeres Mittel, als vor der Abreiſe aus ſeiner Vaterſtadt ſich dort zum Tode verurtheilen zu laſſen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen iſt, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der franzöſiſchen Kaiſergarde, und nach der Schlacht von Waterloo wollte ſie ein Prevotal-Gerichtshof erſchießen laſſen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu allem, was er geſchehen läßt, ſeine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre ſpäter ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigeſprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden ſey. Freilich konnten Böſewichter, welche in Verdacht gekommen, mit ſtammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen

zu haben, nicht gleiche Ansprüche auf vorsichtige Untersuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben sehr die Bequemlichkeit, und sind gegen die Störer derselben selten so nachsichtig, wie der Onkel Tobias im Tristram Shandy. Diesem war nämlich während dem Essen eine Mücke lange auf der Nase herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menschen unter Majestäts-Verbrechen verstehen, nämlich die Ruchlosigkeit, sie etwas weniges im Schlafe oder beim Essen zu stören, gab sich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenster, öffnete dasselbe, und sprach: Flieg' hin, armes Thierchen, die Welt ist groß genug für uns beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bachevilles und einer müßte Platz machen, und darauf hatten leztere den geistreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der französischen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte sie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbesiegbare Furcht vor Napoleonischen Offizieren, die Bononischen Steinen gleich die Majestät ihres Gebie-

ters eingesogen hatten, und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder Bacheville in den Ländern reisten, wo Deutsch gesprochen wurde (im eigentlichen Deutschland, und in der deutschen Schweiz) hatte die Pariser Polizei gehorsame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erst als sie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. «Enfin nous voila en Pologne. Ouf! je respire» — schreibt Bacheville in sein Tagebuch. Aus diesem unromantischen Ouf, erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reisebeschreibung keine sentimentale ist. Der Verfasser, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik seines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen lesen. Es hat freilich manchmal den Anschein, als ob der Reisebeschreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, ist es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterscheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist.

Drei Jahre lang reisten die Brüder Bacheville in Europa und Asien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überstanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen, und starb in Asien an der bloßen Pest.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft, von Dr. S.-Stiebel. Frankfurt a. M. Hermannſche Buchhandlung 1823.

Es ſterben viel weniger Menſchen an der Schwindſucht, Waſſerſucht und Trommelſucht — es iſt hier nicht von der abdominalen, welche ſelten, ſondern von der martialen Trommelſucht die Rede, die immer tödtlich iſt — als an der Syſtemſucht der Aerzte. Das iſt gewiß die traurigſte aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit ſtirbt, die ein anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlſpruch der Juriſten ſich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verſtehen ſie, das was ſie für Recht halten. Der Arzt muß aber ſeyn wie ein Hofmann: er darf keine Grundſätze haben, und nichts anders zur Regel nehmen, als die Wünſche und Befehle ſeiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrſchſüchtig iſt. Deren Winke verſtehen lernen (denn ſie ſpricht nicht immer); deren

Gebote erſt vollſtrecken, und dann in Erwägung ziehen — dieſen Weg geht der ächte Heilkünſtler. Als einen ſolchen zeigt ſich der Verfaſſer der «kleinen Beiträge.» Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren ſachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den ſchönſten Muſterbildern für die Kunſt zu beobachten. Der Verfaſſer ſucht und findet, und unterſcheidet ſich hierin von vielen andern, die erſt finden, und dann ſuchen. Wer ſich nur etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit verſteht, dem wird ſchon die Schreibart des Verfaſſers das vollkommenſte Zutrauen einflößen. Es herrſcht darin ſo viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebniſſe der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterſchreibt, als hätte man mit eigenen Augen geſehen. Unter den erzählten verſchiedenen Krankheitsfällen ſind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum leſen und beachten empfohlen ſeyn mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeſchichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem ſie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologiſche Erſcheinungen gezeigt, mit Geneſung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeſchichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den phyſiſchen Folgen einer gewiſſen ſinnlichen

Ausschweifung, sondern an der schrecklichen Vorstellung stirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moralisch-medizinische Werke, wie die von Salzmann und Tissot, haben noch keinen von jener Ausschweifung abgehalten, aber viele derer, die sie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnsinn gestürzt.

Höchst anziehend und lehrreich sind die Geschichten zweier magnetischen Behandlungen. Der Verfasser gehört, in seiner Ansicht vom thierischen Magnetismus, weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die einen sahen alles, was sie zu sehen wünschen, die andern übersahen alles, was, wie sie fürchten, sie in ihrer altherkömmlichen Naturwissenschaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewissenhafter und verständiger Arzt, verläßt sich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch versäumt er dessen Anwendung in Fällen, wo er sich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigsten Nervenübeln gelitten, wird *nach* einer magnetischen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch *durch* dieselbe, wollte der Verfasser nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazeutischen Mittel mochten das

ihrige gethan haben. Ein magnetisirtes Dienstmädchen bringt es bis zur Hellseherei. Sogar politische Ereignisse sagt sie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfasser, um Papierspekulanten nicht irre zu führen, klüglicher Weise verschweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elysäischen Feldern herum, und spricht mit Gott und seinen Engeln. Am Ende findet sich, daß sie eine Spitzbübin gewesen, die ihren Arzt und die andern Zuschauer zum besten gehabt. Man kann die Seelenstärke des Verfassers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat spielen lassen. Möchten sich doch unter den seelenfrommen, magnetisirenden Aerzten noch mehrere finden, die so umständlich als sie es mit ihren Täuschungen gethan, auch ihre Enttäuschungen mittheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wissenschaft.

XXXV.

Histoire de la Révolution Française, par Thiers.

(Nur die ersten zwei Bände.)

Es ist wahr, die Pariser verstehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins ist, verstehen sie zu leben. Sie sind im Stande und loben oder tadeln die entgegengesezteſten Dinge im nämlichen Satze, so bald zwischen zwei Puncten ihr Vortheil umspringt. Der Tischler preißt eines seiner Möbel an, weil es vom feinsten ausländischen Holze verfertigt, und ein anderes, weil nur vaterländisches Holz dazu gebraucht ist. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchlosigkeit. In der Pariser Schriftstellerei geschieht das Nämliche. Erscheint eine Geschichte der französischen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfassers, daß dieser ein Zeitgenosse der Revolution gewesen, allen Ereignissen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieselben ein-

gegriffen habe. Erſcheint wieder eine andere Revolutionsgeſchichte, wird von ihr geprieſen, daß deren Verfaſſer kein Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, alſo der rechte Mann ſey, in gehöriger Form die Erſcheinungen zu betrachten, und ſie unbefangen zu ſchildern. Dieſe leztere gute Eigenſchaft, ſucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er ſagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt geweſen, er ſey ein Nachgeborner, und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das «commun intérêt de la justice et de la liberté» zuſammen. Hierauf iſt aber erſtens zu erwidern: das iſt ſchon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt — Tugenden und Mädchen ſind am ſchönſten, ehe ſie wiſſen, daß ſie ſchön ſind. Zweitens: Welche Parteilichkeit iſt der Wahrheit am gefährlichſten, die aus Selbſtſucht oder die aus Geſinnung entſpringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet ſich ſelbſt nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Geſinnung beitritt, der iſt zwar aufrichtig gegen Andere, doch ſich ſelbſt kann er täuſchen und in ſeiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine ſchlechte Sache, oder eine gute ſchlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Geg-

ner ſie am meiſten haſſen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Geſinnung? Nur die leztern haſſen ſie, die erſtern nicht; denn ſie wiſſen recht gut, daß mit dieſen man ſich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig iſt, ob ſie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürſten erhalten. Der wahre Ariſtokrat, haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um ſich auf einen ihm beliebigen Platz zu ſtellen, ſondern den, der dieſe Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Ariſtokraten, der ſein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, ſondern den, der an ſeine eigene göttliche Natur glaubt, und zweifelnde Bürger, als himmelſtürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelſte und reinſte unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der nichts geſucht, als das Glück ſeines Vaterlandes, hat nichts gefunden, als den unauslöſchlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr ſeines Lebens den König aus Paris führen, und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor, aus ſolcher Hand. Das that und duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das ſie in der Revolution

erworben, vermehrt haben und noch jezt genießen werden noch jezt, wie früher, geſtreichelt, und man verzeiht ihnen alles, ſogar daß ſie liberal ſind. Iſt es ſo — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben dieſe Parteilichkeit wird am meiſten verabſcheut. Seine Jugend wird ihm alſo zu nichts anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution ſchelten wird. Freilich ſcheuen franzöſiſche Schriftſteller dieſen Vorwurf nicht, und ſie unterſcheiden ſich hierin (gewiß ſehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutſchen, die überlegen, was ſie ſchreiben. Ein deutſcher Profeſſor der Geſchichte, der ſich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geſchichte der drei lezten Jahrhunderte zu ſammeln, hat ſich vorgenommen und erklärt, dieſe Geſchichte erſt nach ſeinem Tode erſcheinen zu laſſen. Der hiſtoriſche Profeſſor iſt aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unſern Enkeln! ſie werden ſchöne Dinge zu leſen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Profeſſor, Ludwig dem Vierzehnten, wegen ſeines ärgerlichen Umgangs mit der La Valliere, zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wiſſen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompa-

dour fallen zu laſſen! Warum ſollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er ſpricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzoſen die Geſchichte ihrer Revolution erzählen, ſind ſie dabei, weniger als Deutſche, der Gefahr ausgeſezt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Dieſen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weiſe an Religion und Philoſophie. Steigen ſie bis zu Ludwig dem fünfzehnten hinauf, dann ſind ſie hoch geſtiegen, und ſind müde. Gewöhnlich aber fangen ſie weiter unten an, und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulſe der Staaten ſind, woran ihr Uebelbefinden ſich äuſſert, verwechſeln ſie oft die Zeichen mit den Urſachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigſte Erſcheinung jeder Krankheit iſt, geben ſie dem Doktor die Krankheit Schuld. Alſo muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet, und mit der andern, im Froſte des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers ſteht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfaſſer bemüht ſich, wie er es verſprochen, unparteiiſch zu ſeyn; aber der Menſch bleibt Menſch. Eine brave Mutter giebt ihrem

Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber sie giebt es auf eine andere Art. Der Verfaſſer iſt nie ungerecht im juriſtiſchen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite ſeines Buches, daß er die Revolution als ſeine Tochter, und die Contre-Revolution als ſeine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauſpielerin erhoben wird und die handelnden Menſchen zur Staffage herabgeſezt werden. Die Pariſer Oertlichkeiten verleiten zu ſolchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, ſind ſo pittoresk, daß ſich der Pinſel eines Landſchaftsmalers gern an ihnen übt. Doch ſind dem Verfaſſer die Gemälde der Perſonen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's iſt vortrefflich, und die Marats wäre ein Meiſterſtück zu nennen, hätte der Verfaſſer dieſen Schrecklichen nicht zu ſehr ins Kleinliche ausgemalt, ſondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer ins Große drappirt, und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele, als Werke der Convenienz und des Zufälligen verſchmäht. Der Lieblingsheld des Verfaſſers iſt Mirabeau, ſich hierin als einen ächten Pariſer zeigend, der Schau-

ſpiele jeder Art leidenſchaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu ſpielen verſtand. Doch Mirabeau als Menſch und Bürger, war ſchlechter, als Robespierre. Dieſen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ ſich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbeſtechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und ſchonte. Wer ſich zu einer Miſſethat beſtechen läßt, der geſellt nur Unreines zum Unreinen, wer ſich aber zum Guten beſtechen läßt, der beſudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler ſeines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche ſeines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künſtler war, und zu reden verſtand; die Natur in ihm war ſchlecht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dem Verfaſſer, die deutſche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen iſt, und daß er dieſer Mutter der franzöſiſchen politiſchen Revolution nicht die mindeſte Hochachtung bezeugt. Daher ließ er ſich auch zu dem falſchen Urtheile verleiten, das ſchon tauſend andere, die über die franzöſiſche Revolution geſchrieben, oder in ihr gehandelt haben,

früher ausgesprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre dieses und jenes geschehen, so wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menschen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er sich vor seiner Hochzeit in das Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Constitution einzuführen, die Rede ist: «Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts qui divisent les états modernes, la democratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats.» So ist es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm ist nur, daß man jezt nicht blos *im*, sondern auch noch *nach* dem Kampfe um den Sieg streitet; daß nämlich Jeder

behauptet, er habe geſiegt. — Die Ausſchweifungen der Revolution, nicht zu entſchuldigen, ſondern zu erklären, ſagt der Verfaſſer: «le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer, de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même defaut quand il se soulève.»

Nur die Familiengeſchichten der Fürſten haben Geheimniſſe, die Geſchichten der Völker haben keine. Wer alſo in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufſchlüſſe ſucht und keine findet, der hat nur ſich anzuklagen, nicht den Verfaſſer des Buches. Doch ſind darum neue Werke über die franzöſiſche Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen ſie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, ſo werfen ſie doch altes Licht auf neues Dunkel, und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot ſagt: «Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß ſeine Feder in den Regenbogen tauchen, und den Farbenſtaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien ſtreuen.» Dieſe Vorſchrift iſt ungemein artig erdacht, und ſehr zierlich ausgedrückt; es iſt aber nicht immer leicht ſie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfaſſerin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib iſt, und auf die Menſchen ihrer Abneigung einhaut wie ein Huſar; ihr, die eine Gräfin iſt, und ſo marktſchreieriſch ſchimpft, daß ſie das eitelſte Häringsweib mit Beſchämung anhören würde; ihr, die eine gute Chriſtin ſeyn will, und alle Blitze des Himmels auf die Widerſacher ihrer Geſinnung herabflucht, und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um

die Höllenstrafen der Philosophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren steht, und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieser Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogensaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchse ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der socialen Alterthümer unterscheiden sich darin vortheilhaft von den Freunden der artistischen, daß die leztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die sie haben. Im Uebrigen sind sie gottlose Menschen, und so arge Heiden. als es je welche gab. Die Griechen und Römer schrieben die Meeresstürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Pest den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menschen den Parzen. Auf gleiche Weise personifiziren die Geistlichen, die Frömmler, die Aristokraten, die Minister, alle wohlthätigen und verderblichen Erscheinungen der Geschichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmlischen und keine irdischen Kräfte. Sie fragen nicht was, sie fra-

*

gen, wer hat unſere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Chriſtenthum in Verfall gebracht, Rouſſeau hat die Peſt der Freiheitsſucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum geſtürzt, und Merkur Laffitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidniſchen Natur iſt auch Frau von Genlis, und ſie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß ſie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechſelt hat. In ihrer Jugend war ſie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; ſpäter war ſie den Republikanern zugethan; dann lag ſie vor Napoleon im Staube, und jezt betet ſie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen ſteht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reſerve-Liebhaber — aber fluchen ſollte ſie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht giebt, iſt ſchon eine Unbeſcheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht giebt, zeigt ſich ſehr anmaßend, eine Frau aber, die ſelbſt im Streite der Männer mitkämpft, iſt eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeiſt aufbewahre, und in einem Schranke wohl verſchloſſen halte. Ich will Weiber lieber Taback rauchen ſehen, als politiſiren hören. Es iſt nicht blos lächerlich, wenn ſie ſich in die Po-

litik miſchen, es iſt mehr als das, es iſt fürchterlich, es iſt troſtlos. Nichts iſt beſtändig in dieſer irdiſchen Zeit, nichts iſt dauerhaft auf der Wohnſtätte der Menſchen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfaſſungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geſchichte, die Himmelsſtriche, Kriege und Naturereigniſſe — alle Winde vereinigen ſich, die Wellen der Menſchheit in raſtloſer Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt iſt, und mit den Religionen die Wege ſich ändern, die zum Himmel führen; iſt ſelbſt die Ewigkeit der Zeit unterthan, und auch Gott dem Wechſel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieſes Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Menſch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins iſt was dauert im Wechſel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie iſt die Wurzel der Menſchheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht verſengt, der den Stamm zerſpaltet — und dieſer Liebe Wort und Offenbarung iſt das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus, haben ihre Kinder gemordet; wanken ſolche Felſen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieſes

Mutterherz iſt ſtets das Nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel geweſen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Brittin, und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutſche Hausfrau und die kokette Franzöſin, im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — ſie lieben auf gleiche Weiſe ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich ſo geiſtig, das Fortpflanzende, das Beſtändige, Erhaltende, ſie bilden die Pairskammer der Menſchheit. Weiblichkeit iſt die Axe der Erde, und die Milchſtraße am Himmel. Es iſt die Beſtimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die ſich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu verſöhnen, und wo ſie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freiſtätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieſer Beſtimmung ſind die Frauen auch ſtets treu geblieben, denn die Natur weiß ſich immer Gehorſam zu verſchaffen. Giebt es aber ſelten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, ſtatt ihn zu löſchen, ſo wollen wir es haſſen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verſpotten, wenn es, wie Frau von Genlis, ſich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutschen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Versammlungsörter für die philosophischen Schriftsteller, die in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philosophen den Ruhm angedichtet, die französische Revolution herbeigeführt zu haben. Es ist als sagte man: der Sonntag sey die Ursache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld sich mit ihr zu verständigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menschen erscheinen, werden sie zuerst an den hervorragenden Geistern sichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man ist den Philosophen nur noch Dank schuldig, denn an ihnen ist das Licht allmählig in das Thal hinab gegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne sie wären die Kämpfe unserer Zeit noch blutiger geworden als sie waren. Deutschland hat seinen innern Frieden seinen Philosophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther steigen wir, und härten uns gegen französischen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben seit

dreißig Jahren viele unſchuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Univerſitäten haben in Deutſchland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltſam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philoſophen die Thürſteher der Wahrheit ſind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt ſie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt ſie, habe ſie die Philoſophen bekämpft, und ſie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich ſey ſie ſehr krank und dem Grabe nahe geweſen, und in den ſchleichenden Tagen einer mühſamen Wiedergeneſung, habe ſie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man ſieht dem Buche die Krankheit der Verfaſſerin, aber nicht ihre Geneſung an. Sie geht ſehr unverſtändig und ſehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeuſſerungen; Schriften und Briefen der ſogenannten Enzyclopädiſten reißt ſie unzuſammenhängende Stellen, bringt ſie in Geſprächsform, und legt dieſe Geſpräche der Tiſchgeſellſchaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf, und halten ſo gottloſe, ab-

geſchmackte Reden, wie man ſie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Dieſe Herren kommen zuſammen, und überlegen ganz ernſthaft und gelaſſen, wie ſie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerſtören, wie ſie Gott abſetzen wollen, und gehen dabei ſo trocken und diplomatiſch zu Werke, als ſey der himmliſche Vater ein König Stanislaus, und ſein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmiſchereien genannter Philoſophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gaſt in die hölliſche Tiſchgeſellſchaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuſchheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer iſt dieſer himmliſche Menſch? Es iſt ein Marquis! Dagegen ließe ſich nichts ſagen, die Tugend iſt keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft ſeyn — aber nein; Frau von Genlis, indem ſie die hölliſchen Geiſter alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weiſe mit ihrem himmliſchen Marquis. Es iſt kein namhafter hiſtoriſcher Marquis, den ſie reden läßt, es iſt ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es iſt die reine Marquis-Natur, die ſie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache einer nicht, der das Jahrhundert

der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieſer herrliche Marquis ſeine Philoſophen immer ſchlägt, das war leicht zu machen. Es iſt wie in den Schachbüchern, worin Spielmuſter aufgeſtellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr, zur Partie, welche verlieren ſoll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Geſprächs-Spielen der Frau von Genlis, der König der Schwarzen — Voltaire grauſam verfolgt und endlich eingeſchloſſen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Mann iſt der geiſtige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter, und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat ſein Erbe verſchwendet, zum Schaden ſeiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouque hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menſchheit. Fouque iſt ein verdienſtvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und ſeitdem habe das runde Univerſum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouque hat den Voltaire keinen Dummkopf geſcholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeſchmackt, unwiſſend. Sie ſagt, ſeine Schrif-

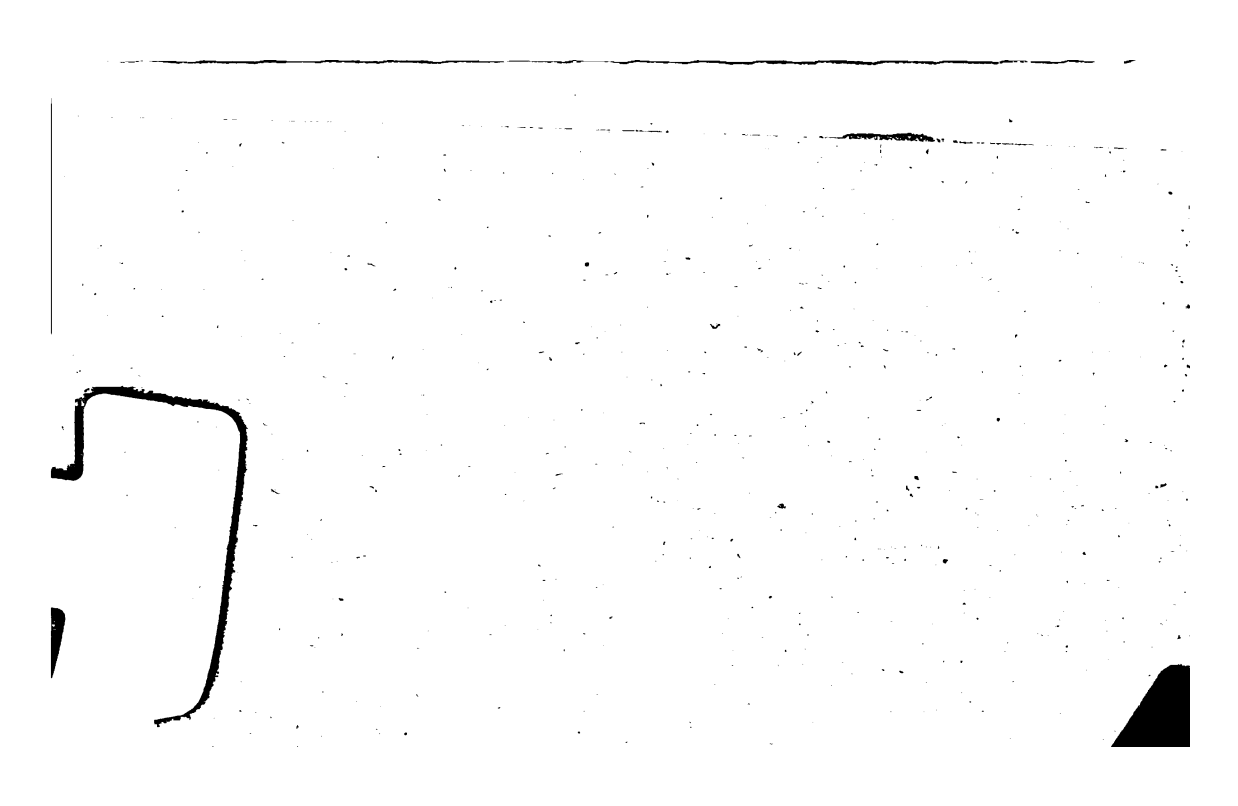
ten wären ohne Werth, kaum zu lesen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftstellern gestohlen. Um dieses zu beweisen, führt sie Verse an, die er dem Apostel Paulus abgeschrieben... Der Himmel in seinem Zorne läßt nicht mehr wie ehemals, auf Sodom und Gemorah, brennenden Schwefel herabregnen — er schickt uns kritische Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf solche Weise die Abgänge der Holbach'schen Mahlzeiten chemisch untersucht, und in Absicht zu verläumden, aus den gesündesten geistigen Flüssigkeiten einen fressenden Branntwein distillirt hat, führt sie des Gegensatzes wegen, mehrere Standespersonen zusammen, und läßt sie ein gottesfürchtiges Essen halten. In dieser Gesellschaft befinden sich: der Marschall von Richelieu, der Marschall von Biron, der Chevalier de Boufflers, und andere Männer und Frauen, die, wie aus den französischen Memoiren hinlänglich bekannt ist, Muster der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, sowohl von irdischen als überirdischen Dingen. Sie decken die Laster der gemeinen Bürgersleute auf, und entschleiern die verschämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer sagt: «man muß es dem Adel zum Lobe nachsagen, daß in diesem Stande Impertinenz sich seltner

findet, als in den untern Ständen.» Wohl gesprochen! sagen die andern... Eine Herzogin sagt: «Die schon sehr sichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken versezt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politischen Einsichten ist dieß ein sehr böses Zeichen.»... «Der Chevalier: Was sagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die sich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet ist, wie ihre übrigen Bedienten, und der bei ihr die Besuche meldet? Madame dü Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es ist Mademoiselle Dervieux. Die Frau Marschall: Ganz gewiß, das sind sehr schlimme Vorbedeutungen.»... Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: «Karl der IX., aufgereizt durch die Grausamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calvinisten, war so schwach, das Gemezel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grausam!... Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrschen, Ludwig der IX. hat einen verabscheuten Namen hinterlassen. Er hatte nichts Französisches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks so nennen kann; er

ſuchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräſentation zu verſchmähen, und den Adel zu verachten; er kehrte oft, ohne alles Gefolge, in den Häuſern gemeiner Handwerker ein und unterhielt ſich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja ſogar Krämer an ſeiner Tafel eſſen.» (»Ludwig IX. war ein liberaler König, nach der heutigen Bedeutung des Wortes» — ſezt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgeſandten der Fürſten, auch wenn ſie beleidigende Botſchaft bringen. Mit den Abgeſandten Gottes wird nicht ſo gütig verfahren. Schickt der Himmel in ſeiner Liebe oder in ſeinem Zorne einen Chriſtus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon; ſo wird er von denen gemißhandelt, welchen er geſendet iſt. Frau von Genlis giebt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewiſſer Menſchen unſerer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion iſt ihr nur eine himmliſche Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorſam hält. Sie findet die hebräiſche Sprache die ſchönſte unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigſte aller Völker auf der Erde — wahrſcheinlich weil eilf Zwölfttheile des Volkes ſo dumm geweſen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sit-

ten unſerer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundſchaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: «adieu mon amie, je t'embrasse.» Sonſt ſey dieſes anders geweſen. Der Sohn der Frau von Sevigne habe von der Armee, wo er ſich ſehr brillant gezeigt, ſeiner Mutter geſchrieben: quel sera mon bonheur de me jetter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue.» Dieſe nobeln Geſinnungen, ſo delikat ausgedrückt, ſeyen höchſt rührend. Wir andern, denke ich, finden dieſe Scala der Pietät, die von den Füßen, über die Hände, bis zu den Wangen ſteigt, höchſt mißtönend und abgeſchmackt.

Das iſt die Weiſe der Frau von Genlis! Daß ſie geirrt, mag ihr verziehen ſeyn, ein Weib braucht nichts zu verſtehen von ſolchen Dingen — ihre Häuslichkeit iſt ihre Weltgeſchichte. Dieſe überſchritten zu haben, darin allein iſt ihr Vergehen, und um ſich die Unerſchrockenheit zu erklären, mit welcher ſie, gleich einem alten Feuerwerker, das grobe Geſchütz der Polemik bedient, muß man ſich erinnern, daß ſie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariſer Arſenal gehabt.